Aus eig'ner Kraft.

Historischer Roman

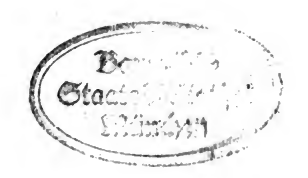
von

Bernd von Guseck.

Erster Band.



Prag und Leipzig,
Verlag von J. L. Kober.
1858.



Erstes Capitel.

Der Altensteig.

Im Sonnenlichte eines klaren Herbsttages lag eine heitre, liebliche Landschaft, wie das gesegnete Oesterreich deren so viele besitzt. Von dem Hügel, wo eine kleine Kapelle im Schirm uralter Linden stand, konnte man sie recht überschauen. Die vornehm gekleidete Frau jedoch, welche die sanftansteigende Höhe eben erreicht hatte, ließ ihren Blick nicht über die reizenden Gefilde schweifen, die sich zu ihren Füßen ausbreiteten, sondern richtete ihn zuerst auf das Muttergottesbild, das unter dem Dach der Kapelle ihr gnädig zu winken schien. Es war nicht von Künstlerhand gefertigt, aber was dem einfachen Bildwerk an Schönheit fehlte, das lieh ihm der Geist der Andacht in den Augen der Frommen, welche ihm nahten. Auch die Frau, die jetzt ihre Kniee auf die steinernen, bemoosten Stufen niederließ, dachte nicht an die äußere Form des Gnadenbildes, sondern nur an die Himmelskönigin, der

die Stätte geweiht war und neigte ihr Haupt in Demuth: eine Mutter, für ihr Kind inbrünstig zu beten. Es war eine schon ältere Frau, aber ihr stilles und anziehendes Gesicht besaß jene unvergängliche Schönheit, die selbst mit Runzeln und Silberhaar wohl bestehen kann; diese Zeichen höherer Jahre waren jedoch der Beterin noch fern. Sie hatte ihre Andacht nun beendigt und erhob sich, mit dem Frieden im Herzen, welchen die Kraft des Gebetes verleiht. Langsam ging sie an den Rand des Hügels, dem Aufgange zur Höhe, welchen sie genommen hatte, grade entgegengesetzt. Hier bot sich dem Blicke eine entzückende Fernsicht. Ueber das blühende Land, mit Dörfern und Weilern besäet, weit hinaus irrte das Auge, bis wo eines mächtigen Flusses Lauf durch Silberblitze im Sonnenschein sich kund gab — das war die Donau — und eine Stadt mit vielen und prächtigen Thürmen sich erkennen ließ: das schöne Linz, weiter hin aber gegen Mittag, in klaren Umrissen heut, die Kette der Alpen im Salzburger Land und wie ein Hüter der Schwelle jener erhabenen Welt, der Traunstein, so hell und nah dem Auge, als sei er noch im Laufe des Tages zu erreichen. Dorthin strebte die Sehnsucht der edlen Frau auf dem Hügel jedoch nicht; ihr Blick folgte vielmehr dem fernen Laufe des Stromes nach Morgen hin und eine gewundene Straße, deren gelbes Band sich zwischen den Feldern wohl unterschied, war es vorzüglich, welche ihre Aufmerksamkeit

an sich zog. Von dorther erwartete sie ja ihr Kind, für welches sie eben so inbrünstig gebetet hatte. Die Felder waren bereits leer; hätten sie noch in voller Pracht ihres Fruchtsegens gestanden, so würde man schwerlich die gewundene Straße haben beobachten können, denn in jenem üppigen Boden treiben die Halme so hoch, daß ihre Aehren wohl einem Reiter zu Kopf ragen. Aber so weit man den Weg, der von der großen Straße längs der Donau schon eher, als ihn hier der Gesichtskreis erreichte, sich getrennt hatte und schräg durch das Land schneidend nach den Bergen führte, zu überschauen vermochte, war er eben so leer, als die Felder, auf denen sich weit und breit kein Mensch sehen ließ, denn es war damals eine gar böse Zeit in Oesterreich. Wie konnte nur die Frau auf dem Marienberge wagen, sich allein droben sehen zu lassen, wo vielleicht in dem nächsten Gebüsch, das sich um den Fuß des Hügels zog, eine ruchlose Rotte lauerte, sie zu überfallen und gefangen hinweg zu führen, um von ihr ein schweres Lösegeld zu erpressen? Dort die graue, kleine Feste, auf einem Bergvorsprunge, kaum eine halbe Stunde entfernt, hätte man nur den tiefen Grund zwischen ihr und der Kapelle graden Weges durchschreiten können, die Feste mit dem grauen, verwitterten Gemäuer sah ganz danach aus, als sei sie der Horst irgend eines Raubadlers, der von dort auf die friedlichen Wanderer stieß und seine Beute hinauf trug, damit

sie sich mit Gold oder Goldeswerth löse. So hinterlistig lag sie halb versteckt unter den mächtigen Bäumen, welche den ganzen Berghang bedeckten und schien gar keinen rechten Zugang zu haben. In dem Gebüsche aber, das sich rings um den Fuß und Abfall des Marienberges zog, regte sich wirklich ein verdächtiges Leben; ein feines Ohr hätte wohl den Klang hören können, welcher bei der leichtesten Bewegung von Bewaffneten entsteht — jetzt wieherte sogar ein Pferd in dem Verstecke frech und laut.

Die Dame hörte es wohl. Es war jedoch keine feindliche Schaar, sondern ihr eigenes Geleit, das sie unten zurückgelassen hatte, als sie von dem Wäglein, auf welchem sie gekommen, abgestiegen war, um zu der Kapelle empor zu wandern. Sie blickte nur immer sehnsüchtig in die Ferne, ob nicht ein gleicher Zug, als der sie selbst begleitet hatte, den Weg von der Donau daher kommen werde, und da die Sonne sich bereits zum Niedergange neigte, sank das Mutterherz mit ihr. Bange Sorgen wollten ihr nahen, ihr tausend Möglichkeiten von schrecklichen Dingen vorspiegeln, welche die Reise ihres Kindes verhindert hätten, aber ein Blick auf das Gnadenbild der Kapelle stärkte die Seele der einsamen Frau wieder zu festem Vertrauen und sie setzte sich auf den Stein, der hier zur Rast müder Pilger seit undenklicher Zeit schon glatt behauen lag. Noch eine Stunde wollte sie geduldig harren, ehe sie den Heimweg

antrat. Die Stunde verging und die Schatten legten sich immer länger über die Thalbreiten; auf der Höhe nur schimmerte noch der volle Glanz der Sonne, ehe sie im Westen in das wallende Meer von Purpurglut versinken würde. Da stand die Frau endlich mit einem tiefen Seufzer auf, um sich von ihrem Lug in's Land zu trennen; eben kam auch ein alter Diener die Höhe heraufgestiegen, um seine Herrin zum Aufbruch zu mahnen.

„Gestrenge Frau, es wird finster, ehe wir heim kommen," sagte er ehrerbietig, den grauen Kopf entblößend.

Sie folgte ihm, ohne ein Wort zu sprechen; noch einmal segnete sie sich vor der Mutter Gottes mit dem Zeichen des Heils und befahl ihrem Schutze das geliebte Kind, das sie hier zu empfangen gehofft hatte, dann stieg sie still mit dem alten getreuen Diener den Abhang hernieder, wo im schützenden Gebüsch ihr Wäglein stand, mit sechs bewaffneten Knechten, die ihr das Geleit gaben. Ein trauriges Zeichen, wie schlimm die Zeit war, daß auf dem eigenen Grund und Boden ein Ausflug über die Tragweite der Büchsen von der Thorzinne nicht mit Sicherheit ohne Waffenschutz unternommen werden konnte!

Der Diener half seiner Herrin, als sie den Wagen bestieg, dann nahm er selbst die Zügel aus den Händen des Reisigen, dem er sie, während er auf dem Berge war, zu halten gegeben hatte und schwang sich auf den Strohsack

zu Füßen der Frau. Die Knechte saßen rasselnd auf, der kleine Zug setzte sich langsam in Bewegung. Es war ein schlechter, steiniger Weg durch den Thalgrund, der eingeschlagen werden mußte, und der Wagen ging oftmals so schief, daß er umzustürzen drohte und die Dame ängstlich nach der Seitenlehne griff. Aber der Diener fuhr sehr geschickt und beruhigte bei jeder Gefahr seine Herrin mit gutmüthigen Worten, obgleich es ihn eigentlich Wunder nahm, daß sie, eine sonst beherzte Frau, heute so wenig Muth zeigte. Die Sorge um ihre Tochter mochte es sein, welche sie zaghaft machte; der Alte wußte es, daß sie dieselbe heute erwartete und ihr darum entgegen gefahren war, doch wagte er nicht, davon zu sprechen.

Der Thalgrund krümmte sich um den Fuß des Hügels, auf welchem die Kapelle stand; sie war nicht mehr zu erkennen, aber die breiten Kronen der Bäume, welche sich über ihr wölbten, leuchteten noch im goldnen Feuer des Niedergangs, während unten, wo der Wagen und die Reiter über den unebenen Boden mühselig dahin zogen, bereits Dämmerung einbrach. Der alte Diener hatte ganz Recht gehabt, es mußte finster werden, ehe sie heim kamen. Zum Glück war noch bei hinlänglichem Zwielicht die ebene Fläche erreicht, wo nun der Weg eine Strecke im frischen Trabe fortgesetzt werden konnte. Er wandte sich dann wieder den Bergen zu, deren Gestaltung, bei

hellem Tage in ihren schönen und wechselnden Formen dem Auge so wohlthuend, allmälig zu einer zusammenhängenden finstern Wand erstarrte, aus welcher nach einiger Zeit auf halber Höhe ein trübes Licht sichtbar wurde. Der rothe Schein kam aus einem Thurmfenster jener grauen, kleinen Feste, die vom Marienberge wahrgenommen werden konnte, es war wie der Blick eines bösen Auges. Aber denen, welche sich jetzt nach diesem Lichte wandten, das ihnen den bekannten Ausweg zeigte, kam es durchaus nicht vor, wie ein unheimliches Wahrzeichen, denn sie gehörten sämmtlich zu der Burg und die Dame auf dem Wagen war die Hausfrau des Schloßherrn, der ihrer Rückkehr bereits mit steigender Ungeduld harrte.

Der Wächter hatte das Zeichen gegeben, das äußere Thor wurde geöffnet, eine Fackel leuchtete den Ankommenden entgegen und blendete sie, daß sie nicht gleich sehen konnten, wer vor ihnen stand.

„Bringst Du sie?“ tönte der Frau die volle, tiefe Stimme ihres Herrn und sie erschrak auf ihrem Sitze. Er, der seit Monden schon von der Gicht hart geplagt, an seinen Sessel gefesselt war, hatte die Kraft gefunden, bis an das äußere Thor im Ringwall entgegen zu kommen, nicht ihr, der Frau, wie theuer sie auch seinem Herzen war, sondern seinem Kinde, seinem Liebling!

Ihr that es so weh, daß sie ihm keine freudige Bot=

schaft bringen konnte, daß nicht die süße Stimme ihres Kindes für sie die Antwort übernahm! — „Noch war nichts zu sehen — aber sie kommt vielleicht noch."

Der Vater erwiederte, nicht gleich, sondern nach einem kurzen Schweigen, während dessen er wahrscheinlich auch seinen körperlichen Schmerz zu überwinden hatte: „Sie kommt gewiß, Mutter. Morgen oder übermorgen. Mein Herr hat es mir zu bestimmt versprochen — steig' ab, gieb mir den Arm, Elsi." Sein Ton klang so herzig und wollte auch ruhig klingen, aber die Gattin hörte doch die Bewegung seiner Seele heraus. Sie hatte schon bemerkt, wie er auf die Schulter des Knechts, der ihn hieher geführt haben mochte, gestützt stand, nun übernahm sie die Sorge, ihn zu führen und that es schonend und kräftig, wie sie gewohnt war, daß sie ihm möglichst viel Schmerzen beim Gehen erspare, aber sie machte ihm doch liebevolle Vorwürfe, daß er sich heraus gewagt und dadurch auf längere Zeit wieder schaden werde. Er nahm es lächelnd auf.

„Ich meinte, wenn die Hedwig käm', wär' ich gesund," erwiederte er. „Laß gut sein. Mir ist nicht schlimmer worden."

Der alte Diener, welcher die Frau begleitet hatte, leuchtete Beiden voraus und sie traten aus dem innern Hofe in das Burghaus und die kleine Stube, welche das Ehepaar, seit es einsam um sie geworden war, statt der

geräumigen Halle, die fast den ganzen untern Raum des Gebäudes einnahm, bewohnte. Hier loderte im Kamin ein gastliches Feuer, der Tisch war mit einem schneeweißen Tuche schon gedeckt, für Drei! Und in der Halle erst, da waren Anstalten zu größerer Bewirthung getroffen, denn das Fräulein kam unter vornehmer Begleitung, wie es verabredet worden war. Deshalb hatte auch die Mutter ein stattlicheres Gewand angelegt, als sie gewöhnlich im Hause zu tragen pflegte, so daß sie vornehm gekleidet auf dem Marienberge erschien, auch ihr Gemahl trug ein Ehrenkleid von feinem Tuch, von etwas veraltetem Schnitt, wie es zur Zeit der fröhlichen Heimführung der jungen Kaiserin Eleonora zu Neustadt, welcher er in rüstigen Jahren beigewohnt hatte, Mode gewesen; deutsche, ehrenfeste Tracht, statt der bunten, aufgeschlitzten hispanischen Narrethei von heute. Als er am Arme seiner Frau in das kleine Gemach trat und sein Auge auf die für Drei beschickte Tafel fiel, zuckte es ihm unter dem greisen vollen Barte, der seine Lippen beschattete, doch sagte er nichts, sondern trat fester auf, indem er nach seinem Sessel ging. Dort nahm er Platz, streckte das kranke Bein dem wohlthuenden Feuer entgegen und hörte schweigend an, was ihm die Gattin über die möglichen Ursachen der Verzögerung Tröstliches sagte. Sie hatte, als gute Hauswirthin, noch Mancherlei zu schaffen und verließ das Gemach, sobald sie ihrem Herrn

Alles zurecht gesetzt hatte, damit er während ihrer Abwesenheit nicht aufzustehen brauche. Er saß nun allein und sah gedankenvoll in das Feuer, dessen lodernde Glut die mächtige Gestalt und das ausdrucksvolle Gesicht des Greises erhellte. Wohin konnten seine Gedanken sich richten, als in die Vergangenheit, da seine Gegenwart wenig bot, das des Nachdenkens bedurfte, und für die Zukunft ihm wohl nur noch eine kurze Spanne Zeit zugemessen war? Das Bild seiner Tochter, des letzten späten Sprößlings aus seiner glücklichen Ehe, führte ihn in die Erinnerungen alter Tage zurück. An demselben Hofe, den sie jetzt zierte als Kammerfräulein der schönen kaiserlichen Prinzessin, hatte auch ihre Mutter dereinst gelebt, dort hatte er, der Jugendgenosse Kaiser Friedrich's, sie kennen gelernt und heimgeführt. Wer sollte sein Kind, seinen Liebling einst heimführen? Die Söhne, mit denen seine Ehe gesegnet gewesen war, hatten alle den Tod auf den Schlachtfeldern seines Herrn, des Kaisers, gefunden, nur die Tochter war ihm übrig geblieben, und verarmt, wie er war, durch die Kriegszüge und die Noth der Zeiten, konnte er ihr nicht eine reiche Mitgift schenken, welche viel Freier angezogen hätte. Aber sie besaß viel köstlichere Gaben, als er ihr hätte weihen können, und diese hatte sie von ihrer Mutter geerbt: Liebreiz, Herzensgüte, heitern Sinn! Dem Greise ging die alte Zeit so lebendig auf, daß er, wie aus einem

Traume erwachend, seine Gattin anblickte, als diese jetzt zurückkam mit der dampfenden Schüssel ihrer Abendmahlzeit. Sie bemerkte seinen Blick und sagte lächelnd: „Nun, Hager, siehst Du einen Geist?"

„Ich sehe Dich vor mir zu Neustadt, als wir — ich meine den Kaiser, meinen Herrn, und sein ganzes Geleit — aus Italien kamen. Dort im großen Saale seh' ich Dich noch, wie Du der jungen, zierlichen Kaiserin vorgestellt wurdest und so schön sie war, mit ihren dunkeln, strahlenden Augen und dem feinen Gesicht, warst Du doch schöner, Elsi."

„Das sind thörichte Reden, Hager, glaubt Dir kein Mensch!" erwiederte sie. „Und dreißig Jahr her!"

„Schau, mir ist es wie heut. Ich hab' den Kaiser beobachtet, als ihm vor dem Thor zu Siena die Braut von Portugal zugeführt wurde, das war vom König Ladislav, seinem Vetter, dem armen jungen Herrn, der dann so früh sterben mußte und von Herzog Albrecht — Gott sei ihm gnädig! — Die hatten die königliche Prinzessin mit großem Staat empfangen und führten sie meinem Herrn zu, der hielt zu Roß vor dem Thor und wir Alle, sein österreichisch Gefolg, bei ihm. Als er von Weitem die so gar kleine Gestalt seiner Braut erblickte, da wurde er blaß, Elsi, ich hab' es deutlich gesehen. Aber wie er sie, näher gekommen, angeschaut hat und sie wohl klein, wie

der Südländerinnen Art, aber wunderschön von Gestalt und blühend wie eine Rose war —"

„Ei, Hager," unterbrach ihn die Frau lächelnd, „erzählst Du mir's wieder? Hab' ich doch immer gesagt, daß Dir die schöne Kaiserin das Herz gestohlen hat und Du sie nimmer vergessen kannst."

„Nun, Elsi, ich hab' sie verehrt, weil sie meines Herrn guter Engel hätte werden können. Mein Herz hast Du mir auch nicht gestohlen, aber ich hab' Dir's geschenkt und ich denke, Du wirst Dir's halt gut aufgehoben haben. Das wollt' ich Dir erzählen! Denn wie der Kaiser blaß geworden, als er am Thore von Siena die Prinzessin Eleonora erblickt, so bin ich auch blaß geworden zu Neustadt, da ich Dich unter den Fräulein stehen sah, so lieb und schön, daß ich gar keine Augen für eine Andere hatte. Der Kaiser aber wurde blaß, weil er erschrack — mir aber lief alles Blut zum Herzen, weil —"

„Jetzt schäm' Dich gleich, Hager!" unterbrach sie ihn wiederum. „Da, gieb mir die Hand, wir sind alt geworden mitsammen und lieb haben werden wir uns, bis der gnädige Gott ruft, damit ist's gut."

Wie täuschte doch der Anblick der grauen Feste, welche auf den Wanderer, der sie weiter nicht kannte, stets einen unheimlichen Eindruck machte! Auf ihrem Vorsprunge, von wo sie das tiefere Land beherrschte, unter den Bäumen

halb versteckt, hielt sie wohl Jeder für ein Raubnest, wie deren so viele auf den schönen Bergen unsers Vaterlandes lagen, den friedlichen Einwohnern, besonders den Kaufleuten, die ihren Handel doch mit Waaren und Gütern fernhin betreiben mußten, zum Verderben. Wer hätte gemeint, daß in jenem starken, trotzigen Gemäuer ein so herzerquickendes Bild sich darstellen könne, wie jetzt das traulich vereinte Paar, das in unvergänglicher Liebe und Treue zusammen alt geworden war und seine Tage still und zufrieden verlebte? Aber es war nicht das einzige wohlthuende Bild, das sich einem Besucher des Altensteigs hinter den schützenden Mauern bot, denn der Geist, der im Herrenhause waltete, hatte sich auch allmälig den Burgleuten mitgetheilt, so daß eine seltene Eintracht und Freundlichkeit unter ihnen herrschte, die sich bei jeder Gelegenheit kund gab.

Der Abend war nun schon weit vorgerückt und wie es in alter Zeit Sitte war, frühzeitig die Nachtruhe zu suchen, um des Morgens recht früh aufzustehen, gingen die Eltern, die noch viel von ihrem Kinde gesprochen hatten, bald nach der Abendmahlzeit zu Bett, sich auf Nachrichten von Hedwig vertröstend, wenn ein unvorhergesehenes Ereigniß die Reise des Erzherzogs Siegmund, welchem sich ihre Tochter anschließen sollte, etwa verzögert hätte. Freilich war es damals mit den Nachrichten, die heut mit

der Schnelle des Gedankens durch den elektrischen Draht in die weitesten Fernen getragen werden, sehr übel bestellt. Posten in deutschen Landen gab es auch noch nicht, Briefe und Botschaften, wenn sie nicht gelegentlich durch allerlei „fahrendes Volk,“ das jedoch nicht immer zuverlässig war, wie brodlose Söldner, herumziehende Sänger oder Schüler und andere, keineswegs gut berufene Leute, befördert wurden, mußten von eigenen Boten bestellt werden und deren Fortkommen war nirgends recht gesichert. Es mußte daher mit geduldigem Hoffen ertragen werden, wenn die Kunde auch von den Liebsten in der Ferne oft dem sehnenden Herzen zu lange ausblieb. So ging auch Frau Elisabeth in stiller Geduld zu Bett und hatte Kraft genug, ihren Gemahl selbst auf den Fall vorzubereiten, daß in den nächsten Tagen noch gar nichts von Hedwig verlaute. Davon wollte er aber nichts wissen. — „Was die Hetti verspricht, das hält sie auch,“ sagte er. „Sie hat uns ganz bestimmt durch den Pilger, der vor drei Tagen hier einsprach, ihre Ankunft auf heut bestätigt — kann sie nicht kommen, so schickt sie Botschaft; es wäre doch schlimm, wenn von allen jungen Gesellen am Hofe sich Keiner fände, der unserm Kinde zu Dank, oder meinethalb auch der Prinzessin zu Dank, die unsere Hetti lieb hat, einen Ritt nach dem Altensteig unternehmen wollte. Ich wäre für Dich bis Rom geritten, Elsi.“

Sie deutete noch Manches an, das auch einen solchen Frauendienst, der übrigens nicht mehr so freudig, wie in alten Zeiten zu finden war, verhindern könne und wünschte dem Gatten dann eine gute Nacht.

Im Herrenhause erlosch bald darauf das letzte Licht und auch des Wächters Lampe in dem runden Fenster über dem Thore, die man vom ebenen Lande aus weit sehen konnte, verschwand. Es war eine stille Herbstnacht. Der Wind, der am Tage frisch über die Stoppeln gegangen war, hatte sich gelegt, aber es war dennoch ziemlich kalt geworden. Am Fuße des Höhenzuges, welcher die Feste Altensteig trug, von welcher seit jener Zeit auch die letzte Trümmer verschwunden ist — abgetragen, verbaut, verkauft vielleicht! — langten zwei Reiter an, denen ein Mann zu Fuß, wie es schien, als Bote diente. Der Mond war aufgegangen und warf sein mildes Licht über die Gegend, aber es war nur ein zweifelhafter Schein und die Umrisse zerrannen überall in phantastische Gebilde.

„Das soll eine Burg sein?" rief der Vorderste der beiden Reiter, als der Bote, der neben seinem Steigbügel ging, ihm die Stelle mit ausgestrecktem Arm bezeichnete, wo auf der Höhe Schloß Altensteig lag. „Ich sehe gar nichts, als Klippen, die aus den schwarzen Bäumen hervorgucken, wenn es nicht etwas Schlimmeres ist."

Der Bote betheuerte die Wahrheit seiner Behauptung.

„Und da hinauf willst Du mich verlocken, daß ich oder mein Pferd oder wir Alle den Hals brechen?“

„Ich weiß den Burgweg,“ versicherte der Mann. „Er geht krumm herauf — ein kleines Kind kann ihn steigen.“

„Du lügst! Du willst uns in's Verderben führen und uns beerben, was?“ Das Lachen, das den Scherz begleitete, konnte aber den ehrlichen Landmann nicht über den Verdacht trösten, der ihn solcher Heimtücke beschuldigte.

„Jedenfalls ist der Ritt unbequem und ich bin müde. Die Leut' oben schlafen fest — wir müßten sie erst herausklopfen, und störten das ganze Haus. Morgen ist auch ein Tag. Bring' uns nach dem Kloster, das ich gesehen habe — dort finden wir eine bessere Herberge.“

„Aber die geistlichen Herren schlafen auch schon — und wenn Ihr noch eine Stunde bis zum Kloster reiten wollt, so seid Ihr unterdessen längst auf dem Altensteig,“ wandte der Bauer ein.

„Schweig, hartnäckiger Schelm. Ich hab' mir das Kloster von fern angesehen und will dort übernachten. Vielleicht, wenn mir die Welt nicht mehr gefällt, kehr' ich künftig einmal dort auf immer ein und werde selbst ein geistlicher Herr. Es ist immer gut, wenn man für sein Alter sorgt. Also vorwärts!“ In dieser leichtfertigen Weise setzte der Reiter seinen Willen durch und kehrte dem

Altensteig, den er in einer halben Stunde erreicht haben würde, den Rücken, um sich eigensinnig das Nachtlager bei den Benedictinern zu suchen, deren stattliches Kloster in reizender Umgebung er von fern bei den letzten Strahlen der untergehenden Sonne bewundert hatte.

War das ein Bote von Hedwig an ihre Eltern gewesen, der sie über ihr Ausbleiben beruhigen sollte?

Zweites Capitel.

Die Gäste.

Nach der stillen, mondhellen Nacht brach ein unfreundlicher Tag an. Gegen Morgen hatte sich der Wind aus seiner geheimnißvollen Ruhestatt wieder aufgemacht, die Nebel gesammelt, die von der Donau aufstiegen, und den Wölkchen zugetrieben, welche leicht und duftig an der Spitze der Berge schwebten; nach und nach war eine graue, farblose Decke über den ganzen Himmel gespannt worden, noch ehe der letzte Stern von dem Erwachen des Tages erblich. Die Sonne ging auf, aber die Wolkendecke war schon zu dicht und fest geworden, um von ihren Strahlen noch durchbrochen zu werden.



Frau Elisabeth stand am Fenster des Thurmes, der in der vordern Ringmauer lag. Von dem Wohnhause hatte man keine Aussicht in das Freie, denn es war zurückgezogen erbaut, um bei feindlichem Angriff, wenn die erste Umfassung genommen war und der Feind durch die zweite Mauer in den Schloßhof brach, als Kern der Vertheidigung zu dienen — damals mußten ja alle Häuser des Adels, selbst innerhalb der Städte, auf den Kampf gegen Feinde, nicht auf Behaglichkeit des Wohnens berechnet sein. Im Thurme war im mittlern Stock aber auch Raum zum Hausen eingerichtet und mancher frühere Burgherr, dem es darauf ankam, selbst mit scharfen Augen zu beobachten, was sich in unmittelbarer Nähe der Feste am Fuß der Berge zutrug, mochte hier gewohnt haben. Jetzt dienten die kleinen Gemächer, die hier nach zwei Seiten des Vorsprungs schauten, nur zur Aufnahme von Gästen, welche aber selten genug auf dem Altensteig einsprachen, weil ihnen dort von den beiden alten Leuten wenig Freuden der Geselligkeit geboten werden konnten, auch wohl deren ganze Sinnesart unbequem war. Denn seit den jungen Jahren Erwein Hager's von Altensteig war ein neues Geschlecht aufgewachsen, das er nicht mehr recht verstand. Aus dem Fenster des Thurmgemachs, an welchem zu früher Morgenstunde Frau Elisabeth weilte, konnte man den Weg, nach dem sie gestern vom Marienberge gespäht hatte, nicht sehen;

die ganze Reihe der Vorhügel, deren einer die Kapelle der heiligen Jungfrau und davon seinen Namen trug, verdeckte die Richtung Stromauf. Aber zwischen den Hügeln, wo eine flache Senkung in das ebene Land auslief, bot sich eine schöne und ziemlich breite Durchsicht, deren Hintergrund die Thürme von Linz bildeten. Frau Elisabeth hatte sich gedacht, daß eine Aenderung in dem ursprünglichen Reiseplane, nach welchem Hedwig sich von dem fürstlichen Reisezuge schon weit vor Linz trennen sollte, doch wohl möglich sei, das vielleicht der Erzherzog in Linz übernachtet habe und Hedwig von dort aus zu ihren Eltern geleitet werde. Und wie sie in ihrer gläubigen Hoffnung fest geblieben war, sollte sie diese nun mit Erfüllung gekrönt sehen.

Nachdem sie eine lange Weile hinausgeschaut und nichts erblickt hatte, war sie wieder an ihre wirthlichen Geschäfte gegangen, die sie immer für mehrere Stunden des Morgens in Anspruch nahmen. Aber bald wurde sie durch die Meldung abgerufen, daß sich durch den Grund nach dem Burgwege eine kleine Gesellschaft nahe, unter welcher der Wächter Fräulein Hedwig zu erkennen glaube. Das Herz der Mutter hüpfte hoch auf bei dieser, im Augenblick nicht erwarteten, Nachricht; sie eilte, sich selbst von der Wahrheit derselben zu überzeugen, und hatte sich kaum am Fenster, das sie vor Kurzem verlassen, gezeigt,



als ihr schon von Unten mit einem weißen Tuche fröhlich gewinkt wurde. Sie war es, das herzige Kind! Die Mutter hätte sie unter Hunderten flugs erkannt, obgleich sie das Antlitz, wie es die Sitte der Zeit war, auf der Reise nicht fremden Blicken Preis gab, sondern verschleiert trug. Zu Pferd kam sie, in Begleitung eines stattlichen Herrn, und von mehrern Reitern gefolgt. Das Thor wurde auf Befehl der Frau von Altensteig weit geöffnet, obgleich der Zug noch eine Viertelstunde auf dem gewundenen Burgwege zu reiten hatte, ehe er dasselbe erreichte; dann ging die Dame, ihrem Gemahl die fröhliche Kunde, die ihm bereits hinterbracht worden war, zu bestätigen, wobei sie es nicht unterlassen konnte, ihm liebreich seine gestrigen Zweifel vorzuhalten. Nicht lange darauf konnte sie auf dem Burgplan vor dem Thore ihre Tochter, die sich bei ihrer Erscheinung, ohne fremde Hülfe abzuwarten, rasch vom Pferde schwang, an das Herz drücken. Das war ein inniger Herzdruck von beiden Seiten: zwei Jahre lang hatten sie sich nicht gesehen! Dann wandte sich die Mutter an den fremden Herrn, welcher ebenfalls vom Pferde gestiegen war, um ihn als Hausfrau willkommen zu heißen und ihren Gemahl zu entschuldigen, daß er nicht selbst komme, den Gast zu begrüßen und ihm für das ehrenvolle Geleit seiner Tochter zu danken. Hedwig's blaues Auge schien etwas zu suchen und ein seelenkundiger

Blick würde in ihren lieblichen Zügen eine gewisse Befremdung wahrgenommen haben, aber die Mutter achtete in diesem Momente nicht auf sie, sondern führte den alten Herrn in das Schloß, nachdem sie auch die übrigen Begleiter, welche abgesessen waren und ihre Pferde den nachfolgenden reisigen Knechten übergeben hatten, freundlich bewillkommt. Hedwig ging an der andern Seite des alten Herrn und es fiel ihm gar nicht ein, daß ihre Mutter ihn nicht kennen sollte.

Als aber an der Pforte des Wohnhauses der Vater, von seinem Diener unterstützt, erschien, stutzte er, seiner Tochter schon mit der Hand winkend, beim Anblick ihres Begleiters und rief: „Mein gnädiger Herr! Welche Ehre erzeigt Ihr mir!“ und wollte ihm, sein Leiden nicht achtend, entgegen eilen. Der Fremde kam ihm jedoch schnell zuvor und während er dem Herrn von Altensteig mit freundlichen Worten die Hand reichte, erfuhr die Mutter auf leises Befragen von ihrer Tochter: das sei ja der Erzherzog Siegmund selbst, welcher es sich nicht habe nehmen lassen, während seiner Rast in Linz sie nach dem Altensteig zu bringen, um seinen alten Genossen auf mancher Gemsjagd, wie er sich ausgedrückt, noch einmal wieder zu sehen. Frau von Altensteig beeilte sich nun, ihre Freude und Dankbarkeit dem hohen Gaste selbst auszusprechen, aber sie war weit entfernt, sich zu entschuldigen, wenn sie etwa aus Un=

bekanntschaft gegen die Ehrfurcht verstoßen haben sollte, denn ihrem Wesen war höfische Schmeichelrede eben so fremd, als Ueberhebung. Den Schloßherrn schien aber das Vaterglück, als er nun sein lang entbehrtes Kind in die Arme schloß und sie zur lieblichsten Jungfrau erblüht fand, von seinen Leiden befreit zu haben; er wies den alten Seppi zurück, der ihn wieder führen wollte, lud den Erzherzog ein, sein Haus, schlecht und recht, wie es sei, als das seinige zu betrachten, und begrüßte auch die Herren des Gefolges mit kräftiger Stimme.

„Sagt mir, Mutter —" begann Hedwig unterdessen leise — „habt Ihr gestern keine Botschaft von mir bekommen?"

Die Mutter verneinte es, Hedwig blickte sie verwundert an, und ein Zucken um ihre Lippen wurde bemerkbar. „Ich habe Euch Botschaft geschickt!" sagte sie lebhaft. „Ich wollte Dich und den Vater nicht in Sorgen lassen, da ich mich so fest angemeldet hatte, und der Erzherzog nun mit dem Schiff herauf fuhr bis Linz, statt den Weg zu Lande zu nehmen. Es ist mir ganz unbegreiflich, daß — Du nichts erfahren hast." —

Die Mutter konnte in ihrem Tone ein unwilliges Beben hören, aber es war jetzt nicht Zeit zu Besprechungen, da die Pflichten der Hausfrau sie von der Seite der Tochter hinwegriefen. Sie bat Hedwig daher nur, sich nicht zu

beunruhigen, sie habe fest geglaubt, heut früh wenigstens Nachricht zu erhalten und der Bote, der vielleicht des Weges nicht kundig gewesen sei, könne sich verirrt haben, wenn ihm nicht sonst ein Unglück widerfahren sei. Dieser Gedanke schien aber Hedwig zu erschrecken, der Unwille, der ihre Lippen gekräuselt hatte, verschwand plötzlich und machte dem Ausdruck banger Besorgniß Platz. Die Mutter streichelte ihr die Wange: „Es ist ja nun Alles gut," sagte sie liebreich, „und Dein Bote wird schon noch kommen."

Er war allerdings schon ganz in der Nähe, obgleich ihn die gute Aufnahme, die er bei den Benedictinern gefunden, etwas länger am Morgen festgehalten hatte, als eigentlich seine Absicht gewesen war.

Hedwig begab sich in das Gemach ihrer Mutter, das, wie es in jener Zeit überall Sitte war, mit allen übrigen, für die weiblichen Bewohner des Schlosses bestimmten Räumen, in einem abgesonderten Theile des Gebäudes lag. Freier geselliger Verkehr der Männer und Frauen fand selten Statt, nur an den Fürstenhöfen, wo der Festlichkeiten viele waren, erschienen die Frauen mehr öffentlich. Wir sehen daher auch an der Tafel in der großen Halle, die mit einem stattlichen Frühmahl für die Gäste beschickt war, nicht Frau von Altensteig, sondern ihren Gemahl die Ehren des Hauses machen. Er schien völlig verjüngt zu sein bei der Erinnerung an die schöne Zeit, da er mit dem

Erzherzoge, dem Herrn der vordern Lande und Tirols, als Beide noch jung waren, manch' keckes Abenteuer in den herrlichen Bergen seines Erbes erlebt hatte, wenn er mit dem Kaiser, seinem Herrn, aus Steiermark, welches diesem bei der Theilung der Habsburgischen Länder zugefallen, nach Innsbruck, wo der Erzherzog Siegmund lustigen Hof hielt, zum Besuch gekommen war. Mancher Becher wurde auf das Gedächtniß der alten Zeiten geleert und es war vielleicht recht gut, daß Frau Elisabeth nicht an der Tafel Theil nahm, sie würde aus den jungen Jahren ihres Gemahls, ehe er zu Neustadt bei ihrem ersten Anblick vor Bewunderung erblaßt war, vielleicht manche Andeutung vernommen haben, die ihr nicht gefallen hätte, wiewohl immer noch zweifelhaft blieb, ob sie Wahrheit enthielten, denn der Erzherzog liebte einen derben Spaß und da er selbst ein großer Verehrer des schönen Geschlechts gewesen war — in Tirol wußte man davon zu erzählen — so glaubte er nicht recht, daß irgend Jemand darin strenger denken könnte.

Während die Gesellschaft noch beim Becher saß und Frau von Altensteig, die nun Alles wohl angeordnet wußte, mit ihrer Tochter im traulichen Gespräch verkehrte, kam noch ein fremder Gast, von einem Knecht gefolgt, vor das Thor des Schlosses geritten und forderte Einlaß, da er eine Botschaft an den Herrn bringe. Der Wächter sah

keine Gefahr, dem Begehren des jungen Fremden zu willfahren, aber er mußte dazu erst Erlaubniß einholen, und fragte daher nach seinem Namen. Der junge Herr nannte ihn etwas ungeduldig, denn er war eben noch sehr jung: kaum, daß sich der erste dunkle Flaum um seine Lippen zog.

„Denkst Du, ich will die Burg überrumpeln?“ rief er dem Wächter nach, als dieser von seinem runden Fenster noch einen prüfenden Blick auf den bewaffneten Knecht warf. — Zu überrumpeln war aber die Burg nicht, da ihre Zugänge überall auf gute Schußweite einer Hakenbüchse frei gelegt waren, kein Feind konnte sich ungesehen und gegen Bolzen und Kugeln gedeckt dem Thore nahen.

Dem Herrn, welcher mit seinem erlauchten Gast und dessen Gefolge noch bei Tafel saß, war mit der Meldung nicht anzukommen, der Wächter ließ sie also durch eine von den Mägden an die Frau bestellen; natürlich vergaß diese den Namen des Fremden, der Einlaß begehrte, aber Hedwig wußte sogleich, wer es war.

„Laß mich ihm zuerst entgegen treten, Mutter,“ rief sie mit erglühenden Wangen und einem Aufblitzen des Auges, das der Mutter nicht entging, wiewohl es ihr mehr stolz, als freundlich schien.

Das Verlangen, welches den freiern Sitten des Hofes, an welchem Hedwig lebte, vielleicht entsprach, war der Mutter nicht zulässig, sie erlaubte der Tochter jedoch,



sie zu begleiten, als sie sich in das Wohnzimmer zu ebner Erde begab, um den neuen Gast, welchen der Wächter einlassen mußte, zu empfangen.

„Siehst Du, Mutter!“ sagte Hedwig, als sie vom Fenster aus den jungen Fremden über den Hof daher kommen sahen. „Wie ich Dir sagte: Lienhard Wolfenegg.“

Eine auffallend angenehme Erscheinung! Schlank gewachsen, sorgfältig, fast zu reich für eine Reise gekleidet, von regelmäßigen, noch etwas weichen Zügen und einer mädchenhaft rosigen Gesichtsfarbe, die noch mehr durch die langen, dunkelbraunen Locken gehoben wurde, welche unter dem leichten, mit einer hängenden weißen Feder geschmückten Barett hervor bis auf die Schultern wallten — so schritt der Ankommende über den innern Schloßhof der Pforte zu. Nur seine Haltung hatte keine rechte Festigkeit, selbst für seine Jahre noch nicht genug, und auch sein Gang war etwas nachlässig.

Man öffnete ihm die Pforte des Hauses, man wies ihn in das Zimmer, wo er die Herrschaft finden werde. Da stand er vor den beiden Frauen, und als er sich vor der Aeltern, die ihm entgegentrat, verneigte, fiel sein Blick auch auf Hedwig und eine plötzliche Glut schoß bei dieser unerwarteten Begegnung über seine Wangen, daß er für einen Moment seine ganze Fassung verlor.

„Ihr seht, ich bin früher angekommen, als Ihr,

Junker Lienhard," konnte sich Hedwig nicht versagen auszusprechen.

Er fand seine verlorne Geistesgegenwart wieder. „Das hab' ich freilich nicht geahnt," erwiederte er, mit einer leichten, aber keineswegs verlegenen Neigung des Hauptes. „Edle Frau, verzeiht mir demnach," wandte er sich an Frau von Altensteig. „Das Fräulein trug mir auf, die Verzögerung, welche ihre Ankunft erleiden mußte, hieher zu melden — ich war heut Nacht schon vor dem Thore, aber da ich es für unmöglich hielt, daß das Fräulein heut hier eintreffeu könne, so wollte ich die Ruhe des ganzen Schlosses nicht stören und suchte mir ein anderes Nachtlager. Hätte ich gewußt, daß ich dennoch das Fräulein schon hier treffen würde, so hätte ich es für überflüssig gehalten, Euch, edle Frau, hinterher noch lästig zu fallen und — lächerlich zu werden."

Frau von Altensteig dankte ihm freundlich, daß er die Botschaft überhaupt habe ausrichten wollen und bat ihn, es sich im Hause gefallen zu lassen, ihr Herr werde sich freuen, ihn kennen zu lernen, da er glaube, mit seinem Vater, wenn es Herr Veit von Wolffenegg sei, vor Zeiten in Verbindung gestanden zu haben. Viele Worte machte die Dame nicht, weil ihr die Gastfreundschaft etwas Selbstverständliches war, aber ihre Worte klangen herzlich und der Blick ihrer freundlichen Augen hatte so viel Aehnlich-

keit mit dem Blick ihrer Tochter, wenn diese Jemand freundlich ansah, daß der junge Mann, der in seiner Beschämung schon im Sinne gehabt, sich augenblicklich wieder zu verabschieden, auf das Pferd zu werfen und das Schloß zu verlassen, die Einladung annahm. Er wurde zwar noch einmal unangenehm berührt, als er hörte, was ihm der schweigsame Wächter ebensowenig, als die Anwesenheit des Fräuleins, berichtet hatte, daß er nämlich den Erzherzog Siegmund mit einigen Edelleuten seines Gefolges hier treffen werde. Ihm stand von den lustigen Tiroler Herren eine arge Neckerei bevor, da sie, wie er annehmen konnte, von seinem übernommenen Auftrage wußten, und gegen Neckereien war er sehr empfindlich, besonders, wenn sie nicht der Art waren, daß er sie ernstlich verbitten konnte. Indessen ließ es sich vor der Hand nicht ändern und er folgte dem alten Diener, welcher ihn auf Befehl der Frau von Altensteig zu den tafelnden Herren bringen sollte.

Als er sich entfernt hatte, sagte die Mutter etwas zu seinem Lobe, besonders war ihr sein Gesicht wie sein ganzes Betragen sehr gutmüthig erschienen und das galt in ihren Augen viel.

„Es kann sein," erwiederte Hedwig. „Was ich sonst von ihm weiß, gefällt mir nicht."

„Dann wundere ich mich aber, Hetti, wie Du Einen, der Dir gar nicht gefällt, um einen Dienst bitten kannst."

„Ich hab' ihn nicht gebeten, Mutter!“ versetzte Hedwig eifrig. „Der Kaiser hat es veranlaßt. Er hat mich gebeten, ihn nach dem Altensteig reiten zu lassen, damit Ihr Euch nicht ängstigen solltet, als wir das langsame Schiff bestiegen. Wahrhaftig, Mutter! Du siehst mich an — wie er um das Alles gewußt hat, nicht wahr? Ich sprach mit meiner Erzherzogin davon und glaubte nicht, daß Einer es hören könnte. Er aber lauscht überall und hatte es doch gehört und erbot sich mir, aber ich wollt' es nicht annehmen, bis ich dachte, daß ich Euch wirklich eine Sorge ersparen möchte. Und so gab ich ihm meine Botschaft, die er nicht gestern erst, sondern schon ehegestern Euch hier bestellen wollte. Das hatte er mir versprochen.“

Die Erklärung schloß wieder mit einem Vorwurfe; Frau von Altensteig suchte den jungen Mann zu entschuldigen und äußerte, daß auch ihm unterwegs ein unvorhergesehener Aufenthalt geschehen sein könne.

„Dann würde er ihn wohl vorgebracht haben!“ sagte Hedwig. „Er denkt nur an sich selbst. Daß Ihr Euch Sorgen machen könntet, hatte er längst vergessen, er hat auch darüber kein Wort gesagt! Und dann — wenn er sich wirklich hier überflüssig findet, nachdem seine Botschaft versäumt ist — warum bleibt er? Das ist nicht männlich.“

Die Mutter sah sie verwundert an. „Du bist scharf geworden, Hetti!“

Hedwig erwiederte: „Wenn nur die Menschen alle recht scharf gegen ihn wären, das würde sein Glück sein. Aber sie verhätscheln ihn und er ist so ungezogen, manchmal ganz unausstehlich. Denn der Kaiser hält ihn wie sein Schooßkind und da glauben sie nun Alle, sie müßten ihn streicheln und er könnte ihnen große Gnaden auswirken."

Hätte die eifrige Sprecherin, die sich auf solche Weise über Lienhard Wolffenegg aussprach, einen Blick in die große Halle thun können, so würde sie von ihrer Meinung, daß er von Allen gestreichelt werde, zurück gekommen sein. Mochte es am Hoflager des Kaisers geschehen, die Tiroler Herren, welche mit Erzherzog Siegmund dort zum Besuch gewesen waren und jetzt in ihre Berge heimkehrten, thaten es nicht. Die waren überhaupt nicht gewohnt zu streicheln. Mit dem Schwert in der Hand hatten sie einst sogar dem Kaiser getrotzt, der als Vormund ihres noch jungen Herrn diesem die Regierung noch länger vorenthielt, als in dem Vertrage über die Großjährigkeit festgesetzt war, und der Kaiser hatte nachgeben, den Erzherzog Siegmund, seinen Vetter, der Vormundschaft entlassen müssen. Wie sehr sie auch im Recht zu sein glaubten, immer ein böses Beispiel! Denn wenn die Tiroler auch aus Treue gegen ihren Herrn den Aufruhr gegen den Kaiser erhoben, so fanden sich doch bald,

als man dessen Nachgiebigkeit sah, welche doch nur Anerkenntniß guter Rechte war, unter seinen eignen Unterthanen in den ihm selbst zugefallenen Theilen der habsburgischen Erzlande Viele, die sich diese Nachgiebigkeit auch zu Nutz machen wollten. Von den Tiroler Herren, welche im Jahr 1446 für den Erzherzog Siegmund die Waffen ergriffen hatten, saß nun freilich jetzt vierzig Jahre später keiner mehr mit ihm an der Tafel Hager's von Altensteig, obgleich Mancher noch daheim auf seinem Erbe im schönen Inn= oder Etschthal lebte, aber das jüngere Geschlecht, mit welchem der lebenslustige Herr auch in den Fünfzigern noch gern verkehrte, hatte den Sinn seiner Altvordern und wenn sie freimüthig waren gegen ihren Fürsten, um wieviel weniger schonten sie einen jungen Fant, der sie schon während ihres Aufenthalts in der Hofburg durch sein übermüthiges Wesen mehrfach belustigt hatte. Lienhard war zum Glück darauf gefaßt gewesen, von ihnen heut viel beschämende Neckereien zu erdulden, so erwehrte er sich ihrer noch ganz leidlich mit jener unbekümmerten Miene, als gelte ihm Alles, was Fremde über sein Thun und Lassen urtheilten, blutwenig. Er hatte beim Eintritt dem Erzherzoge, der ihn lachend anrief, ob er rücklings geritten sei, daß ihm ein Schiff stromauf den Vorsprung abgewonnen habe, eine leichte Erklärung gegeben, daß er nämlich am ersten Tage seines Rittes mit einer streifenden

Schaar in Berührung gekommen sei, die ihm den Weg verlegt habe, daß er, spät in der verwichenen Nacht am Thore des Schlosses angekommen und weil er nicht habe die Ruhe stören wollen, wieder abgeritten sei. Dann hatte er sich dem Hausherrn vorgestellt, in der That als den Sohn seines alten Bekannten Veits von Wolffenegg, der noch hochbetagt auf seiner Bergfeste an der Mur in Steiermark lebte. Der Herr von Altensteig hatte ihn freundlich willkommen geheißen und Platz für ihn an der Tafel geschafft, allerdings unter den gefürchteten Tirolern, die nun sogleich mit ihrem gesunden Witz über ihn herfielen. Dort ging es so laut zu, daß man nicht auf die Auskunft achtete, welche der Wirth auf die Fragen seines erlauchten Gastes mit gedämpfter Stimme gab.

„Ja, gnädiger Herr — ich kenne den Wolffenegger, wiewohl wir nur in unsern sehr jungen Tagen gute Gesellen gewesen sind. Er schlug sich nachher mit zu den Rebellen unter dem Cilly und Eyzinger, und wir bestanden uns sogar beim Sturm auf Neustadt im Zweikampf, der aber im Getümmel nicht zu Ende kam, weil sich Andere zwischen uns drängten. Dann trat er auch auf die Seite Erzherzog Albrecht's, als der unglückliche Bruderkrieg ausbrach — Ihr seht, Widerpart hielten wir immer. Und so ging es fort. Er hielt zum Georg von Stein gegen den Kaiser, zu den steirischen Rittern, Anno Ein und Sieben-

zig, denn er war in Steiermark, seit ihm sein festes Haus in Oesterreich gebrochen war. Seitdem hab' ich nichts mehr von ihm gehört, bis mir heut die Hetti, meine Tochter, erzählt hat, von dem Junker dort, daß sie einen Wolffenegger an mich abgeschickt, mir zu melden, warum sie ausbliebe."

„Mein Oheim scheint also den Alten wieder zu Gnaden angenommen zu haben," bemerkte der Erzherzog.

„Das weiß ich nicht. Ich muß den Junker d'rum fragen, wie er an den Hof gekommen ist. Ein schlimmer Gesell war der Alte, aber nicht schlimmer, als all' die Andern. Sie hausten ja im Lande, als hätten sie ganz vergessen, daß sie in Christenlanden und noch mehr, im eignen lieben Oesterreich waren! Wär's noch ehrlicher Krieg gewesen, dessen Noth auch schwer genug ist, aber diebisches Rauben und Morden, wo der Feind vor den Söldnern viel sicherer war, als die armen Leut', wo sie ihnen nicht blos das Vieh von der Trift hinwegführten, sondern sogar die unschuldigen Kinder! Und das waren Christen und Deutsche!"

„Erwein!" sagte der Erzherzog unmuthig, denn er fühlte, daß auch er zu der bösen Zerwürfniß, welche damals herrschte, Einiges beigetragen hatte. „Du schiltst wohl zu viel: es mögen die hussitischen Böhmen, die ihre grausame Weise noch nicht lassen können, oder wilde

Ungarn und Kumanen gewesen sein, österreichische Männer gewiß nicht."

„Soll ich's Euch sagen, gnädiger Herr?" versetzte Herr von Altensteig eifrig, aber leise. „Dessen Vater dort hat einmal zehn Kinder, Knaben und Mägdlein, von Wiener Bürgern aufgegriffen und sich ein schweres Lösegeld zahlen lassen."

Der Erzherzog blickte finster auf den jungen Mann, als wolle er ihn für die Thaten seines Vaters verantwortlich machen. „Es war eine böse Zeit," sprach er dann mit einem Seufzer. „Möchten wir dergleichen nicht mehr erleben."

„Ja und zusammenhalten!" rief Hager von Altensteig. „Es ist schon nicht gut, gnädiger Herr, wenn das Land getheilt ist — verzeiht einem alten treuen Diener, der sich wohl getrauen kann, das gegen Euch auszusprechen, weil Ihr selbst für Eure Lande keine Erben habt und so Gott will dereinst alles Habsburgische wieder in Eine Hand kommen wird."

„So! Wünschest mir bald eine sanfte Ruh und eine fröhliche Urständ!" sagte der Erzherzog lachend.

„Gott erhalte Euch, gnädiger Herr! Ihr könnt noch zwanzig Jahre leben. Aber wenn uns Allen doch einmal beschieden ist —"

„Laß gut sein, Alter. Ich weiß, Du hast ein treues



österreichisches Herz und wenn mein tapferer Vetter, der Max, zu mir kommt, werde ich ihm sagen, daß er Dich auch zu seinen Rath nehmen soll, dabei wird er wohl fahren."

„Ihr meint, ich passe mit zu seinem lustigen Rath, zu Kunz von der Rosen!" erwiederte Hager. „Ich weiß wohl, es wird heut zu Tag für Narrethei und Schellengeklingel gehalten, wenn Einer vom Vaterland spricht, wo jedwedes Menschenkind nur auf seinen eigenen Vortheil und des Nächsten Schaden sieht. Aber ich kann mir nicht helfen, mir blutet das Herz, wenn ich sehe, wie es zugeht und wie es besser sein könnte, wenn nur —" hier schwieg er.

Der Erzherzog mochte ihn verstehen, denn er forderte ihn nicht auf, seine Meinung auszusprechen, sondern erhob den Pokal und neigte ihn gegen seinen Wirth, um ihm zuzutrinken. „Ergo bibamus!" sagte er. In diesem Spruch, als Antwort auf eine inhaltschwere Rede gab er seine ganze Sinnesart zu erkennen, die das Leben immer leicht nahm.

Erwein Hager that ihm wohl Bescheid, konnte aber von dem, was ihm das Herz voll machte, nicht so schnell abkommen.

„Ist es denn wahr," fragte er, „daß die Ungarn freien Durchzug durch Steiermark und Kärnthen erlangt haben?"



„Sollte es der Kaiser dem Matthias abschlagen, einen neuen Krieg entzünden, nachdem der vorige so viel Elend über Oesterreich gebracht hat? Ich dächte, die Sach' wäre noch im frischen Andenken, kaum drei Jahre her. Kann mein Oheim vielleicht auf all' seine getreuen Stände rechnen? Du weißt besser, als ich, wieviel Oesterreicher zum Könige Matthias abgefallen sind, als die Ungarn vor Wien lagerten. Gezwungen, sagst Du! Ich will's nicht untersuchen, vielleicht hätten sich aber die Wiener auch zwingen lassen, dem fremden Könige den Eid der Treue zu leisten!"

„Niemals! Wien ist fest, seine Bürger sind streitbar, das hätte der Matthias nimmer genommen."

„Streitbar sind sie, das sei Gott geklagt. Meine beiden Oheime, der Kaiser und der Albrecht, haben's erfahren. Es weiß nur eben Keiner mit Sicherheit, für wen sie streiten wollen, wenn es nicht ihre eigene Gerechtsame betrifft. Nein, Alter, gieb es zu, daß ein Fürst sich heut zu Tage nur auf seine eigenen Waffen verlassen kann —"

Herr von Altensteig unterdrückte eine Antwort.

„Und dann, wie sollen die Ungarn denn mit den Venetianern anbinden," fuhr der Erzherzog fort, „wenn sie nicht durch Steiermark und Kärnthen ziehen dürfen? Zur See kommt kein Feind der Stadt an, dafür sorgt schon die Frau Eheliebste des Herrn Dogen, ich meine das adriatische Meer, das von Venedigs Flotten beherrscht

wird. Also muß man sie auf der Terra firma angreifen und ihnen Alles wieder abnehmen, was sie sich dort zugeeignet haben. Mir, als Nachbar, wird es ganz lieb sein, wenn der Rabe dem geflügelten Löwen etwas die Pranken stutzt."

„Aber der Rabe —" nahm Hager die Anspielung auf den Beinamen (Corvinus) des Königs von Ungarn auf — „der Rabe ist ein schlauer und diebischer Vogel, nehmt Euch in Acht, daß er nicht beim Durchflug durch das Haus ein Paar schöne Kleinodien davon trägt. Ich fürchte, gnädiger Herr — aber darf ich auch meine Meinung ehrlich sagen?"

„Sprich!" erwiederte der Erzherzog. „Mir sagen so viele Grünschnäbel ihre Meinung unaufgefordert, daß ich gern die eines erfahrenen Mannes höre."

„Mein Herr, der Kaiser," sagte Hager, „hat dem Ungarnkönig die Hand seiner Tochter, des kaiserlichen Fräuleins, abgeschlagen, das kann der eben so wenig vergessen, als daß ihm die Hoffnung auf Böhmen, nach des Podiebrad Tode, vereitelt worden ist. Nun hat sich zwar der Ungar anderweit verheirathet, und es ist von dem heiligen Vater mit Hülfe der neuen Königin ein Friede vermittelt worden — haltet zu Gnaden, hat da mein Herr, der Kaiser, nicht mehr versprochen, als er leisten kann?"

„Sage mir, Erwein," rief der Erzherzog, „wie hast

Du in Deinem einsamen Neste hier all' diese Welthändel erfahren? Ich zerbreche mir nicht viel den Kopf darüber; in meiner Felsenburg, dem Tiroler Land, sollen sie mich wohl unangefochten lassen. Aber sprich weiter, was meinst Du?"

„Es geziemt mir nicht zu sagen, was mein Herr, der Kaiser, hätte thun sollen. Aber halten kann er die Bedingungen des Friedens nicht; hat er den neuen König, den sich die Böhmen aus Polen geholt haben, mit der Krone belehnt, so gelten die Lehnsbriefe nicht, die er später dem Matthias auf Böhmen und die Kurwürde ausgestellt hat und ebenso, wie kann er den Sforza's, die nun schon seit dreißig Jahren im Besitze sind, das Herzogthum Mailand wieder abnehmen, um es an den Bruder der jungen Königin zu geben, den Prinzen Friedrich von Neapel? Seht, gnädiger Herr, das ist eben die List des Raben. Er weiß eben so gut, daß der Kaiser diese Bedingungen nicht halten kann und es giebt deshalb neuen Krieg, heut oder morgen, der bleibt nicht aus; warum also dem Feinde freiwillig die Thore des Landes öffnen? Durchzug wird es nicht sein, sondern Einzug."

Das Gespräch war zwar nicht laut geführt worden und die übrigen Gäste hatten in ungezwungener Lustigkeit, die der Erzherzog stets in seiner Umgebung nicht allein duldete, sondern liebte, bisher gar nicht darauf geachtet,

was den Fürsten gegen seine Gewohnheit so ernst machte, aber auf die Dauer konnte es ihnen doch nicht entgehen und es wurde etwas stiller am andern Ende der Tafel. Siegmund war jedoch nun seinerseits von den unerfreulichen Betrachtungen seines Wirthes so in Anspruch genommen, daß er gar nicht bemerkte, wie er von seinen Begleitern beobachtet wurde.

„Aber wie soll da geholfen werden? Weißt Du ein Mittel, Alter?“ rief er unmuthig.

„O ja, gnädiger Herr,“ erwiederte Hager von Altensteig. „Einigkeit.“

„Die schaffe!“ versetzte der Fürst bitter.

„Ich nicht, mein gnädiger Herr, aber ein fester Wille und eine starke Hand mit dem Scepter und Schwert von Gottes Gnaden vermag's.“

Der Erzherzog schwieg und es war, als seien diese bedeutungsvollen Worte an der ganzen Tafel vernommen worden, denn es trat eine tiefe Stille ein. Da hielt es der Fürst an der Zeit, sich zu erheben, sein sonst gar heitres Antlitz war verdüstert, aber er drückte seinem Wirthe herzlich die Hand.

Drittes Capitel.

Vergangene Tage.

Seit einem Jahre schon hatten sich die Eltern gesehnt, ihr Kind, das am Hofe im Dienst der Erzherzogin Kunigunde stand, einmal wieder zu sehen und einige Zeit bei sich auf dem Altensteig zu behalten, aber immer hatte sich in den unruhigen Zuständen die Gelegenheit dazu nicht geboten. Die Kaisertochter liebte auch Hedwig zu zärtlich, um sich gern von ihr zu trennen. Endlich hatte die Heimreise des Erzherzogs Siegmund, welcher auf ausdrückliche Einladung des Kaisers von Tirol nach Wien gekommen war, um Vorschläge und Anliegen seines Oheims für mögliche Fälle zu hören, die Möglichkeit gewährt, Hedwig sicher nach Hause gelangen zu lassen und sie konnte nun mehrere Wochen hier bleiben. Unterdessen sollte das kaiserliche Hoflager, wie es wenigstens beabsichtigt war, wieder nach Neustadt gehen und die Prinzessin Kunigunde, des Vaters Liebling, der er so leicht nichts abschlug, hatte schon ihre Pläne, wie sie Hedwig eben so sicher zurück führen wolle. Der Erzherzog blieb nicht über Nacht auf dem Altensteig, aber er brachte noch ein Paar Stunden in Gesellschaft der Damen zu und diese waren ihm genußreicher, als die eben verflossenen; obgleich er auch ein Freund der

Tafel war und der Oesterreicher vom edelsten Gewächs, den ihm sein Wirth aufgesetzt, trefflich gemundet hatte, war ihm doch die gesellige Freude durch die ernste Wendung, welche das Gespräch genommen, verleidet worden. Bei den Frauen kehrte sein natürlicher Frohsinn zurück und die liebenswürdige Galanterie, die ihm eigen war, machte auch auf Frau von Altensteig einen vortheilhaften Eindruck; Hedwig hatte ihn schon mehr kennen gelernt und wußte seinen Scherz, wenn er sich neckend gegen sie richtete, fein und harmlos zu erwiedern. Die übrigen Gäste nahmen ungezwungen Theil an der Unterhaltung, nur Lienhard Wolffenegg hielt sich etwas zurück, saß in vornehm nachlässiger Haltung auf dem Sessel und tändelte gedankenlos mit seinem zierlich gestickten Wehrgehäng. Nur einmal durchzuckte es ihn, als er Hedwig's Auge begegnete, das mitten im Gespräch mit dem Erzherzoge auf ihn gerichtet war. Er fühlte, daß ihm die Wangen heiß wurden, doch lehnte er sich grade deshalb nur noch gleichgültiger zurück, und sah das Fräulein nicht mehr an.

Vor dem Abschiede wurden Aepfel und eingemachte Früchte, nebst erfrischenden Getränken herumgereicht, dann erfolgte der Aufbruch. Lienhard hatte sich, während der Erzherzog noch mit Frau von Altensteig sprach, entfernt, was die Tiroler Herren als Anmaßung mißfällig bemerkten. Er traf im Flur des Thorweges mit der alten

Kammerfrau zusammen, welche die Erzherzogin dem Fräulein von Altensteig zur Bedienung und als Ehrengeleit auf die Reise unter lauter Herren, wenn gleich unter dem Schutze ihres fürstlichen Vetters, mitgegeben hatte.

„Nun, schöne Frau," redete er sie an, „wir Zwei machen wohl die Rückreise nach Wien zusammen, da wir doch nicht mit nach Tirol gehen. Ich empfehle mich Eurer Gunst."

Die Kammerfrau sah ihn sträflich an. „Ich bleibe hier, Junker Wolffenegg," sagte sie.

Unterdessen kamen auch die Herren, der Erzherzog voran, aus der Halle; die Kammerfrau verschwand in der nächsten Thüre und Lienhard trat beiseit, die Gesellschaft, welche Herr von Altensteig begleitete, vorüber zu lassen. Von dem Erzherzoge hatte er sich bereits nach der Tafel beurlaubt und seine letzten Befehle für die Rückkehr an das kaiserliche Hoflager entgegen genommen. Da faßte ihn der Hausherr bei der Hand und sagte: „Euch lasse ich noch nicht fort. Ihr sollt mir noch Manches erzählen. Seid mein Gast, bis es Euch nicht mehr bei uns gefällt."

Lienhard war vorher hinausgegangen, um auch sein Pferd satteln zu lassen; bei dieser herzlichen Einladung stand er aber von seinem Entschluß ab und nahm sie dankbar an. Davon wußte nun Hedwig nichts, und als die übrige Gesellschaft abgeritten war und die Frauen ihn

allein mit dem Vater, der sie zu ihrem Erstaunen, ohne sich führen zu lassen, bis an das äußere Thor begleitet hatte, zurückkommen sahen, sagte sie zu der Mutter: „Siehst Du! Er macht keine Umstände. Deine höfliche Rede gilt ihm für eine Einladung, sich so bequem als möglich einzuhausen."

Die Mutter verwies ihr wiederum die unfreundliche Aeußerung, machte sich aber doch ihre eigenen Gedanken über die offenbar gereizte Stimmung, welche sich in jeder Aeußerung ihrer Tochter über den jungen Mann aussprach und glaubte, darin eher ein Zeichen zu finden, daß er ihr nicht gleichgültig sei. Sie hütete sich jedoch, ihren Gedanken zu verrathen und beschloß, das Verhältniß zwischen Beiden zu beobachten, bis Hedwig, die ihr zuweilen sehr verändert in ihrem Wesen erschien, sich in ihrem Herzen bewogen finden werde, sich mit dem alten kindlichen Vertrauen gegen sie auszusprechen.

Der Vater führte Lienhard zu ihnen in das Wohnzimmer. „Seht, Kinder," sprach er heiter, „so wird man wieder jung, wenn man an seine jungen Tage denkt. Ich gehe ohne den Seppi und brauche nicht einmal einen Stock. Setzt Euch, Lienhard — so heißt Ihr doch? Wie seid Ihr zu dem Namen gekommen, der in Eurer Sippschaft niemals gehört worden ist, so weit ich denken kann? Ihr wißt's nicht, freilich — seid zwar dabei gewesen, als Ihr

getauft worden seid, haha! aber von der Zeit wollt Ihr nichts ausplaudern!"

Der junge Mann wurde ein wenig roth, aber nur Hedwig bemerkte den trotzigen Zug um seinen Mund, weil sie ihn schon kannte; dem Vater kam sein Erröthen sehr jüngferlich vor, weil er es einer falschen Ursache zuschrieb. „Nun, nun!" lachte er. „Ich will Euch nicht in Verlegenheit setzen. Aber den Namen Eurer Mutter müßt Ihr mir sagen, ich hab' mir gar nicht gedacht, daß der Veit — ich meine Euren Vater — im Leben noch freien würde, und es muß erst in späten Jahren geschehen sein, nach Eurem Alter zu schließen."

„Ja wohl, Herr," erwiederte Lienhard, „denn ich bin achtzehn Jahre alt und mein Vater achtundsiebenzig. Aber meine Mutter lebt nicht mehr und ich habe sie nie gekannt. Sie war eine italienische Fürstentochter aus dem Geschlechte der Maricalandi."

„So!" versetzte Hager verwundert. „Maricalandi — den Namen habe ich in Welschland nie gehört, aber es giebt dort fast so viele Fürstengeschlechter, als kleine Städte, denn wo sich ein Condottier festsetzen konnte, warf er sich zum Herrn auf. Es wäre fast bei uns auch so gekommen — der Gerhard Fronauer saß schon zu Orth, der Georg von Stein schrieb sich Regierer und Herr der Herrlichkeit zu Steier, und ich könnte Euch noch ein Dutzend nennen,

die es versucht haben.“ Mit einem Blicke auf den Jüngling brach er ab, nur seine Frau verstand ihn, denn sie wußte, daß Veit von Wolffenegg auch zu den Landbeschädigern gehört hatte, und es nahm sie nur Wunder, wie ihr Gatte demungeachtet noch immer so vielen Antheil für ihn hegte; die erste Jugendfreundschaft muß doch bei Männern ganz unverwüstlich sein, dachte sie.

„Hat Euch Euer Vater erzählt,“ begann Hager gleich wieder, „wo er Eure Mutter kennen gelernt hat? Mit sechzig Jahren, es ist ganz erstaunlich. Denke nur, Mutter, wenn ich vor fünf Jahren erst um Dich gefreit hätte — wie würdest Du mich heimgeschickt haben! Aber der Veit war freilich ein anderer Mann als ich und ich kann mir wohl denken, daß er als ein Siebenziger noch fest auf seinen Füßen gestanden hat.“

„Noch jetzt, Herr von Altensteig,“ sagte Lienhard. „Wie er aber meine Mutter kennen gelernt hat, weiß ich nicht, ich weiß nur,“ fügte er mit einer leichten Erhöhung der Stimme hinzu, und ein muthwilliges Lächeln spielte um seine Lippen, „daß sie eine unbezwingliche Leidenschaft zu meinem Vater gefaßt hatte, an der sie zu Grunde gegangen wäre, wenn sie ihn nicht geheirathet hätte.“

„Schau, schau!“ versetzte Hager lachend. „Das will denen dort nicht gefallen und die Hetti ist ganz roth darüber geworden. Hüte Dich, Kleine, daß Du nicht auch

eine unbezwingliche Leidenschaft, aber zu einem Unbarmherzigen, fassest und dann elend zu Grund gehen mußt. Ich bin schon still, Elsi, mach' mir kein bös Gesicht."

„Ihr scheint meiner Rede keinen Glauben zu schenken," sagte Lienhard empfindlich. „Ich kann Euch aber noch mehr sagen und mein Vater würde es bestätigen. Die junge, schöne, reiche Fürstin verließ gegen den Willen ihrer Eltern die Freistatt, in welcher sie erzogen worden war, und folgte meinem Vater. Sie starb, als ich geboren wurde."

Die Zuhörer hätten darauf wohl Manches erwiedern können, aber sie unterdrückten das und der Vater fragte weiter nach dem jetzigen Leben seines Jugendfreundes, für welchen er, nun für Beide wohl die Zeit der Parteiung, die sie einst getrennt hatte, auf immer vorüber war, eine erneute Theilnahme fühlte.

„Jetzt lebt mein Vater ganz still auf seinem Erbe, das ihm noch übrig geblieben ist," berichtete Lienhard. „Er kümmert sich um die Welthändel gar nicht mehr, sondern hat seine Freude am Weinbau und an seinen Feldern, die ihm reichlich lohnen. Nur, wenn ich nach Hause komme, erzählt er mir manchmal von alten Zeiten, vom Kaiser Albrecht, meines jetzigen Herrn Vorgänger, der in einem Jahre drei Kronen erlangt hat, und von den vielen

Fehden in Oesterreich, die meinen Vater selbst um Alles, was er daselbst besessen, gebracht haben."

„Ja, es hat Mancher dabei das Seinige verloren!" bemerkte Hager von Altensteig trocken und sah seine Frau an, welche ihn wiederum nur zu gut verstand. „O, wie hätte all' das Elend dem Lande erspart werden können, wenn es nimmer getheilt worden wäre!"

„Davon sprichst Du immer, Hager," erwiederte Frau Elisabeth. „Es hat aber doch Gott einmal gefallen."

„Sage das nicht, daß es Gott gefallen hat," entgegnete er bedächtig. „Gott hat es nur zugelassen, um den Menschen, die es in ihrer Kurzsichtigkeit aus allzu ängstlicher Fürsorge gethan, zu überführen, wie es um ihre Weisheit steht, die Seinem Walten nicht Alles überlassen will. Was der Herr in Eines Fürsten Hand gegeben hat und wäre es der halbe Erdkreis, das soll er nicht wieder spalten. Ich habe, seit ich nicht mehr ein Pferd besteigen und das Schwert im Dienst meines Herrn, des Kaisers, führen kann, viel in alten Geschichtsbüchern gelesen, die mir die frommen Benedictiner, bei denen Ihr die Nachtherberg genommen habt, Junker Wolffenegg, gern heraufschicken. Darum kann ich wohl mitreden, wenn von Oesterreichs Vorzeit gesprochen wird — jetzt giebt es leider viel Herren im Lande, die wissen kaum, was zehn Jahre vor ihrer Geburt geschehen ist, und dann sollen sie



auf dem Landtag schaffen, was uns nach unserm ganzen Heimwesen, wie es von Alters her einmal geworden ist, weiter hilft und Noth thut!"

„Da habt Ihr Recht!" rief Lienhard, lebhaft die Worte des Greises auffassend. „Wir, vom Adel, sollten dem gemeinen Volk, das nun in den Klöstern und als Studenten sich breit mit der Gelehrsamkeit macht, auch darin keinen Vorsprung lassen."

„Davon rede ich nicht, lieber Junker," erwiederte der alte Herr, indem er den Kopf schüttelte. „Ich meine nur, daß wir Alle unser Vaterland kennen sollten, seine Herrlichkeit, seine Vorzeit, sein treues und biederes Volk, das wir selbst — ich spreche mich auch nicht frei — in diesen grausamen Bruderkriegen mit Füßen getreten haben, ja, Kinder, dann würde es besser stehen! Es gab vor Alters einmal eine Zeit, da hatte Oesterreich einen Fürsten, der war an Händen und Füßen gelähmt von Gift, das ihm in jungen Jahren von unbekannter Hand beigebracht worden war, darum hießen ihn auch Manche den Lahmen, aber seine Zeitgenossen haben ihn Albrecht den Weisen genannt. Da war in Oesterreich Frieden und Freude unter allen Ständen, Keiner durfte dem Andern ungestraft Gewalt anthun und es geschah auch nicht! Jedermann hatte freien Zutritt bei ihm und er saß oftmalen selbst zu Gericht. Sie liebten ihn auch wie ihr Augenlicht im Lande, Hoch

und Gering. Da hat er einstmalen einen schlichten Bauersmann im Saal, wo Alle ihm vorbrachten, was sie drückte, bemerkt, der ihn immerfort unverwandt angeschaut, als könne er sich kein Herz fassen, ihm zu nahen. Der Erzherzog hat ihn da gerufen: „Komm her, sag', was Du willst!" Aber der Bauer hat gesagt: „Ich will nichts, Herr! Ich wollt' Euch nur sehen und wissen, wie es Euch geht!" So stand es mit ihm. Der hatte alles habsburgische Land ganz allein, denn er war der Einzige, der übrig geblieben von Kaiser Albrecht's Söhnen und ist der Stammvater geworden von dem ganzen nachmaligen Erzhause. Wollt' auch nimmer, daß die Lande wieder getheilt werden sollten, denn er hat eine Hausordnung aufgerichtet, daß der Aelteste im Namen Aller allein, aber bei sehr wichtigen Fällen mit gemeinschaftlichem Rathe der Uebrigen, die Lande regieren sollte. Merkt's wohl, nur mit dem Rathe. Die vorherige Nutztheilung sollte nimmer Statt finden. Und wie schön sprach er zum Frieden der kommenden Geschlechter! Reich' mir das Buch dort, Hetti, ich hab's gestern erst gelesen."

Hedwig reichte ihm ein mächtiges Buch, das auf dem breiten Sims über dem Kamine lag, der Vater schlug die Stelle auf und las, wie es vor hundertundfunfzig Jahren niedergeschrieben war: „Der eltist und jüngist von unsern Sünen sollen kein Aufwerffen, unmyn Zweyung, Stosse

und Unfreundschaft han." Stumm gab er dann das Buch seiner Tochter zurück, die es wieder an den vorigen Ort legte. Was war aus dieser väterlichen Verordnung des edlen Fürsten geworden? Noch in jüngster Zeit hatte der verderblichste Bruderkrieg zwischen Kaiser Friedrich und Erzherzog Albrecht gewüthet und das Land war nicht blos durch die fremden Söldner beider Parteien verheert worden; Wien sogar, von innerm Hader bald auf diese, bald auf jene Seite gerissen, hatte die Waffen gegen seine Fürsten erhoben, und — schrecklich zu sagen! — der jähe Tod des einen war ein Glück gewesen für das ganze Land. Von diesen nah liegenden Erinnerungen, die in vielen einzelnen Bildern durch die Gegenwart des jungen Mannes, dessen Vater ein eifriger Theilnehmer daran gewesen, immer von Neuem wach gerufen wurden, riß sich aber der Herr von Altensteig wieder los und kehrte seinen Blick in die Zukunft, welche ihm für Oesterreich in einem glückverheißenden Lichte erschien. Das Bild des ritterlichen Erzherzogs Maximilian trat vor seine Seele.

„So kann es wieder werden, Kinder!" sprach er, als er vernahm, daß Frau und Tochter noch über jene segensreiche Zeit mit dem aufmerksam zuhörenden Lienhard sprachen. „Wie unter Albrecht dem Weisen ist nun alles habsburgische Land wieder in Einer Hand vereinigt, bis auf Tirol, was damals auch noch erst in Aussicht stand, weil

die Gräfin Margareth', die von ihrem Schloß Maultasch bei Botzen benannt ward, noch lebte, die letzte vom alten Geschlecht, die aber ihr Land schon den Habsburgern zugesichert hatte. Heut gehört es noch dem guten Herrn Siegmund und ich meine, es würde nicht viel Worte kosten, so träte er Tirol noch bei Lebzeiten an den jungen Erzherzog Max ab. — Nun seht, wenn einst der Erzherzog, welcher jetzt das Erbe seiner Gemahlin mit den Waffen gegen den König von Frankreich vertheidigt, die Krone tragen wird, der ist der Mann dazu, die alten herrlichen Zeiten für Oesterreich wieder herauf zu führen! Ich erlebe das vielleicht nicht mehr — und ich mag auch meinen Herrn, den Kaiser, nicht überleben, mit dem ich durch gute und böse Tage gegangen bin! — aber Ihr Alle und vorzüglich Du, mein Sohn, Du wirst diese Zeiten schauen und so Gott will, unter dem jungen Kaiser, denn auch die Kaiserkrone hoff' ich für Ihn, Dir die goldenen Sporen verdienen!"

„Das will ich!" rief Lienhard mit leuchtendem Auge und richtete sich stolz auf. Wie sah er vortheilhaft verwandelt aus gegen seine gewohnte, nachlässig verweichlichte Weise!

Der Greis legte ihm, gleichsam segnend, die Hand auf die dunkelbraunen Locken; in den Augen der Mutter schimmerte eine Thräne, Hedwig's Augen aber strahlten.

Nach einer Weile, während er forschend dem Jüngling in das Gesicht geschaut hatte, sagte der Vater: „Ihr seht meinem Veit doch so gar nicht ähnlich, der mir noch vor Augen steht, wie er in Eurem Alter war. Mögt wohl nach Eurer Mutter geschlagen sein. Das bringt Glück!“ Er richtete dabei einen liebreichen Blick auf seine Tochter, welche auch ihrer Mutter ähnlich sah.

„Das walte Gott!“ sprach Frau von Altensteig und der Gedanke an die Zukunft ihrer Tochter, der sie schon oft beschäftigt hatte, der Wunsch, sie noch in einer glücklichen Ehe wohlgeschirmt zu sehen, erwachte von Neuem in ihrer Seele.

Auch ihr Gatte mochte sich heut ähnliche Gedanken gemacht haben, denn er kam Abends, als im Schlosse Alles, wie gewöhnlich, früh zur Ruhe gegangen und das Ehepaar allein war, von selbst darauf zu sprechen, während er sonst, wenn Frau Elisabeth von einer passenden Heirath für Hedwig gesprochen hatte, niemals recht darauf eingegangen war. Das werde sich finden! hatte er immer gemeint. Heut aber nahm er das Wort darüber.

„Hat Dir Hedwig auch schon eine richtige Beichte abgelegt, Mutter?“ fragte er lächelnd.

Die Mutter, welche vom langen und innigen Zusammenleben stets die geheimsten Gedanken seiner Seele errieth, ja zuweilen zur selben Minute, noch ehe er sie aus-

gesprochen oder angedeutet hatte, wunderbarer Weise ganz dasselbe in ihrem Geiste erwog, wußte diesmal, wo es nicht schwer zu errathen war, gleich, was er meinte und gab ihm zur Antwort, daß Hedwig vor ihr nichts auf dem Herzen behalte und auch nichts von der Art, wie er es im Sinne trage, zu beichten habe. Der Vater hatte von seinem erlauchten Gaste viel zum Lobe seines Kindes gehört, die junge Erzherzogin Kunigunde könne gar nicht ohne sie leben, was nicht allein für ihre Liebenswürdigkeit, sondern auch für ihren Geist spreche, da die Fürstin in dieser Beziehung ganz das Ebenbild ihrer hochsinnigen verstorbenen Mutter, Eleonora's von Portugal, sei, auch hatte der Erzherzog versichert, daß Hedwig von allen jungen Edelleuten des Hofes bewundert werde und es schien dem Vater darum räthselhaft, daß sich ihr Herz nicht Einem von ihnen zugewendet haben sollte. „Weißt Du, Mutter,“ sprach er von Neuem lächelnd, „daß mir heut, als ich mit Euch zusammen am Kamin saß und den Jungen anschaute, der mir so ritterlich gelobte, sich die goldenen Sporen zu verdienen, ein Gedanke kam: die Beiden könnten wohl zusammen passen?“

„Nein, Hager,“ erwiederte Frau Elisabeth sanft, „die Beiden passen nicht zusammen. Hedwig hat mir den Lienhard ganz anders gemalt, als Du ihn Dir vorstellst. Er ist ein verzogenes, eitles Kind und wird vielleicht im

Leben kein Mann werden. Denke doch, Hager, er ist auch kaum ein Jahr älter, als Hetti."

„Das ist schon recht," versetzte der Vater, „und besser ist's wohl, wenn der Mann seine zehn Jahre mehr hat, als die Frau, aber wenn sonst Alles paßt, und sich Zwei recht lieb haben, mag's auch gehen, wenn's nur ein Jahr ist. Ich will aber nichts sagen, denn wenn der Lienhard ein verzogener Bub' ist, so wird bei meinem Herrn wohl nichts Rechtes aus ihm werden. Der versteht's halt nicht, Einen, dem er gut ist, kurz zu halten. Ich hab' also nur gespaßt, wir wollen nicht weiter davon reden. Wer weiß auch: der Apfel fällt nicht weit vom Stamme und wenn's der Vater lachend mit ansehen konnte, wie seine Reisigen den armen Winzern in den Rebhügeln die Weinstöcke aus der Erde rissen — ich hab's mit meinen Augen geschaut, Elsi, schüttle den Kopf nicht! wir hielten über'm Fluß und konnten's nicht wehren, bis ich mein Pferd in's Wasser trieb und die Unsrigen mir nun im hellen Haufen nachschwammen, da schickten sie uns noch einen Bolzenhagel über die Köpfe und ritten davon, wie der Erste von uns gelandet war! Ja, Elsi, wer das dulden konnte und wer selbst die armen unschuldigen Kinder um Lösegelds willen aufgegriffen hat, der kann seinem Sohn nur ein hartes Herz vererben! Von dem italienischen Blut der Mutter will ich nun erst gar nicht reden, — wie hieß sie doch?

Maricalandi! Eine saub're junge Fürstin, die einem sechzigjährigen Manne nachläuft! Wenn der Alte nur nicht gelogen hat — denn lügen konnte er, Elsi, Du glaubst nicht, was er den Leuten vorgelogen hat!"

„Und er war doch Dein Herzensfreund!" erinnerte Frau Elisabeth, mit dem oft gethanen milden Vorwurf.

„Ja, Elsi, in meinen ganz jungen Jahren — da war er auch ganz anders! Und schau, Elsi, er war wohl ein Dutzend Jahr älter und wenn man so'n Schuß ist, der eben in die Welt kommt, und ein älterer Gesell erweist Einem Liebes und nimmt Einen unter seinen Schild, wenn die andern losen Vögel auf Einen stoßen, das gewinnt's Herz und mir hat der Veit viel Liebes erwiesen, ehe wir auseinander kamen. Das vergißt man so leicht nicht."

„Du hast ein anhängliches Herz, Hager," sagte Elisabeth. „Da kann Viel geschehen und Du weißt Alles zu entschuldigen, wenn Du Einem mit ganzer Seele ergeben bist."

„Ich weiß schon, worauf Du zielst, Elsi," versetzte er. „Aber wenn wir Beide auch allein sind und was wir zusammen sprechen, kein Mensch erfährt, so ist's doch besser, wir reden davon nicht. Mein Herr ist von Grund seiner Seele ein edler Fürst und wenn er nicht immer sich gleich entschließen kann, wo es Noth thäte, flugs zu handeln oder drein zu schlagen, schau, so ist das, weil er den Frieden

liebt — wenn ihm den die bösen Nachbarn und leider auch die bösen Menschen im Lande nur ließen, es wär' Alles gut!"

„Ja, Hager — aber es würde kein böser Nachbar an Oesterreichs Thüre klopfen und kein böser Mensch im Lande den Kopf aufzurecken wagen, wenn —"

„Schweig' still, Elsi, ich bitt' Dich!" sagte Hager unmuthig, aber sein Gefühl galt nicht der treuen Gattin und sie wußte das.

„Ich schweige schon," sagte sie. „Du bist, wie andere Herren, denen es auch gut gewesen wäre, wenn sie öfter auf ihre Frauen gehört hätten." — Diese Anspielung auf die Kaiserin Eleonora verstand Hager nur zu gut, weil er selbst seiner Gattin oft genug von der schönen und klugen Frau erzählt hatte, die bei aller Milde und Weiblichkeit ihres Wesens, doch einen kühnen und fürstlich hohen Sinn besaß. Durch ihn wußte ja Elisabeth selbst die Worte, welche die Kaiserin, von ihrem Gefühl hingerissen, zu ihrem noch zarten Söhnlein auf dem Arm gesprochen hatte, als die Wiener ihrem Herrn — der ihnen doch zugesagt: „es habe Niemand etwas von ihm zu fürchten, der Friede und die Gnade seien seine Begleiter" — den Einzug in die Stadt und seine Hofburg zu seiner Gemahlin nicht gestattet, bevor er sein Kriegsvolk entlassen hatte. „Portugals Königsblut," hatte sie mit Thränen im Auge zu dem

jungen Erzherzog gesagt, „neigt sich zwar gnädig dem Demüthigen, dem Ueberwundenen; aber dem Stolzen und Hartnäckigen schmeichelt es nicht. So ziemt es Königen und mehr noch einem römischen Kaiser gegen seine Unterthanen. Wüßte ich, mein Sohn, Du würdest thun, wie Dein Vater gethan hat, so müßte ich bedauern, Dich für einen Thron geboren zu haben.“ Diesen und manchen andern Zug der hochherzigen Fürstin hatte Hager von Altensteig seiner Gattin erzählt und wußte daher, wenn sie ihn daran erinnerte, nichts anders entgegen zu setzen, als daß er sie bat, lieber nicht von Dingen zu reden, die ihm weh thaten, weil er sie nicht ändern konnte und weil er den Grund doch nur immer wieder in dem friedsamen und gütigen Herzen seines Kaisers suchte, der dem Spruche des Apostels huldigte: „So viel an euch ist, haltet Frieden mit allen Menschen!“ und der einst denen, welche ihn zur Rache gegen die Bürger von Wien stachelten, die schönen Worte erwiedert hatte: „Ich bin auch ein Sünder und bitte Gott täglich um Gnade und nicht um Recht, darum muß ich meinen Unterthanen auch verzeihen.“

Viertes Capitel.

Ein Silberblick.

Lienhard hatte eine Nacht voll unruhiger Träume verlebt. Sonst, wenn er sorglos auf sein Lager sank, war ihm der Schlummer leicht genaht und hatte ihm rosige, freundliche Bilder einer Zauberwelt enthüllt, zu denen die Mährchen, die er von fahrenden Sängern am Hofe vernommen, in seiner Seele weiter ausgesponnen worden waren. Heut war er aus diesem Wunderlande voll Rosen und goldnen Glanzes in rauhe Gefilde versetzt, wo er mit den Schrecken der Wildniß kämpfte, auf weite, öde Haiden, wo er mühsam nach einem unbekannten Ziele strebte, kein wirthlich Dach, kein Stern am Himmel sich zeigte und der Sturmwind sein flatterndes Haar zerriß. Wie ein fernes Brausen war es ihm dann erklungen, und er hatte das Gewirr einer Feldschlacht von Weitem geschaut, Trompeten waren dort laut geworden und näher und näher, wie eine mächtige Woge, die Alles zu begraben droht, hatte sich das Gewühl der Kämpfenden zu ihm heran gewälzt. Ihn aber hatte Furcht erfaßt und er war geflohen!

Das riß ihn, wie ein jäher Schreck, aus dem Schlafe empor. Sein Herz pochte so wild aufgeregt, als wolle es ihm die Brust sprengen, — noch glaubte er das Bild der

tobenden Schlacht zu sehen und sich selbst, wie im Spiegel, auf feiger Flucht! Ein unbeschreibliches Gefühl der Scham und des Zornes überkam ihn; er sprang vom Lager auf, die Sonne blickte schon hell in sein Thurmgemach, vor ihrem Strahl erblichen die Bilder der Traumwelt und versanken unerfaßbar in das Meer der Vergessenheit, bis auf eins: das Bild seiner Flucht. Daß er vor einer Gefahr geflohen war, wußte er noch, aber vergebens suchte er sich zu entsinnen, welcher Art sie gewesen war. Das empörte Gefühl beschwichtigte sich denn auch bald in dem Bewußtsein, daß ja Alles nur ein Traum gewesen sei und er lachte, als ihm sein gestriger fester Vorsatz, die goldenen Sporen bald möglichst zu verdienen, einfiel. Das war gewiß ein Spottbild darauf gewesen, was ihm der Traum neckend vorgespiegelt hatte. Heiter gestimmt kleidete er sich rasch an, kämmte sein langes, lockiges Haar, das ihm besondere Freude machte und salbte es, wie er gewohnt war, mit duftendem Oel. Dann setzte er kecken Schwunges sein Federbarett schief auf den Scheitel und dachte, sich selbst bespottend, daran, daß er allerdings, um die goldenen Sporen zu gewinnen, einen schweren Helm werde tragen müssen, der ihm die Locken arg zerdrücken möchte. So verließ er sein Gemach und eilte hinunter, wo er im Mittelgebäude sich nicht gleich zurecht fand und endlich auf gut Glück die erste Thüre öffnete, die sich ihm bot.

Ein Laut der Ueberraschung und des Unwillens begrüßte ihn; er stand vor der Tochter des Hauses.

„Ihr habt Euch verirrt, Junker Lienhard," sagte sie schneller gefaßt, als er, welcher doch in einige Verlegenheit gerathen war, als er bemerkte, daß er Hedwig in ihrem oder der Mutter Gemach — denn auch Frau von Altensteig erschien ihm jetzt — überfallen hatte.

Er bat um Verzeihung, aber beschämt, wie er war, wollte er das fremden Blicken nicht zeigen, und seine Entschuldigung klang daher ziemlich leicht. Nur gegen die Hausfrau verneigte er sich etwas tiefer und entfernte sich schnell mit dem alten Diener, welcher schon hinter ihm her geeilt kam, ihn — wie er sich nachher ausdrückte — einzufangen und geziemenden Orts zu seinem Herrn zu führen, wo bereits das Frühstück, eine kräftige warme Suppe, auf ihn wartete. Er warf den hübschen Kopf zurück, daß ihm die Locken um die Schläfe flogen; so pflegte er zu thun, wenn ihm etwas Unangenehmes begegnet war und es glückte ihm meist, damit auch alle Kümmerniß darum leichtfertig abzuwerfen. Nur Hedwig's Bild konnte er nicht bannen, das ihm noch nie so reizend erschienen war, als in dieser Aufwallung des Zornes und allerdings auch in dem einfachen, häuslichen Morgengewande; er hatte sie ja bis jetzt nur immer im vollen Hofkleide ge-

sehen, da er natürlich keinen Zutritt gehabt zu dem engern Kreise der Erzherzogin Kunigunde.

„Hast Du Dich nun überzeugt, Mutter?“ rief Hedwig, als er sich mit dem alten Joseph aus dem Gemach der Frau von Altensteig entfernt hatte. „Nichts kann ihn aus seiner übermüthigen Keckheit bringen! O, Du kennst ihn noch nicht! Wie lange wird er nur noch hier bleiben?“

Die Mutter faßte die Hand ihrer Tochter und fragte, ob sie wirklich keinen besondern Grund habe, dem jungen Wolffenegg, der doch nur eitel und selbstgefällig sei, wie Viele seines Alters, so feindselig zu grollen?“

Da erglühte Hedwig zum unverkennbaren Eingeständniß und Frau von Altensteig sah, daß ihr Kind, von dem sie gestern gegen den Gatten geäußert hatte, daß sie vor ihr nichts auf dem Herzen behalten, doch wohl noch etwas und grade von der Art, wie er es gemeint, zu beichten habe.

„Ja, Mutter, und Du mußt es wissen, so tief es mich auch beschämt, davon zu reden,“ sprach Hedwig mit einer gewissen Heftigkeit. „Sieh mich nicht so bekümmert an — ich bin nicht Schuld und kann Dir und Jedem, auch dem eingebildeten Narren, dreist in's Auge blicken. Der Kaiser, weißt Du, liebt ihn, weil er dem einsamen Herrn, der nicht gern viel Menschen um sich sieht, Alles zu Dank macht, so daß er zu seiner Bedienung oft keinen

Andern braucht — und, das sagt wenigstens meine Fürstin, weil er vielleicht mit Lienhard's Vater streng verfahren ist, was ihm stets leid thut, auch wenn es noch so sehr verdient ist. Wie der Lienhard an den Hof gekommen ist, soll auch ganz eigen gewesen sein. Er hat eine geheime Botschaft von seinem Vater gebracht, es heißt, über den Bischof von Seckau, welcher dem Kaiser nicht freundlich gesinnt ist —"

„Der Trautmannsdorff?" warf die Mutter ein. „Unmöglich! Den kenne ich seit langen Jahren!"

„Ich weiß das nicht. Es kann auch wegen anderer Dinge gewesen sein. Der Kaiser behielt den Lienhard von da bei sich und fand Gefallen an ihm, meine Fürstin sagte immer, wie an einem bunten, schönen Vogel. Er gab ihm selbst Leckerbissen von seiner Tafel, schenkte ihm Geld und kleidete ihn so reich, wie keinen Andern — da hat er wohl eitel werden müssen. Ich hab's nicht gesehen, wie er es geworden ist, ich fand ihn schon so. Nun, Mutter, Du weißt, wie ich traurig war, mich von Dir zu trennen, aber die Gnade des Kaisers, der mich um meines Vaters willen in den Dienst meiner theuren Fürstin zu haben wünschte, war so groß und ich hab' es auch dort so gut, daß ich wohl glücklich darüber sein kann. — — Aber, da fand es der Kaiser passend, weil die Väter doch in frühern Zeiten gute Freunde gewesen und nur um seinetwillen einander Feind geworden waren, daß —" hier wurde es ihr schwer,

fortzufahren und die Mutter, sie errathend, kam ihr zu Hülfe.

„Eine Verbindung zwischen Dir und Lienhard?“ fragte sie, ihre Ueberraschung verbergend. „Das meinst Du doch? Der Kaiser hat diesen Gedanken gefaßt — vielleicht gegen die Erzherzogin ausgesprochen?“

„Gegen ihn, Mutter, gegen ihn!“ sagte Hedwig mit blitzenden Augen. „O, wenn es gegen die Erzherzogin gewesen wäre, nie würde es verlautet haben, denn ich besitze ihre Liebe, ihr Vertrauen und was ich sie bitte, dessen bin ich gewiß! Aber der Kaiser sagte ihm zuerst davon — und mir erst, als Junker Lienhard von Wolffenegg sich gegen ihn gerühmt hatte“ — hier verbarg sie ihr glühendes Antlitz an der Brust der Mutter und ergänzte ihre Rede mit bitterer, schneidender Schärfe. Lienhard hatte sich gegen den Kaiser gerühmt, schon ihr Herz zu besitzen! Die Mutter wollte antworten und sie beruhigen, aber sie richtete sich auf und sagte mit einem freien und stolzen Blick: „Ich brauche Dir wohl nicht erst zu sagen, was ich dem Kaiser, als er mit mir sprach und mich neckte in Gegenwart der Erzherzogin, geantwortet habe. Und das auch glaubst Du von mir, daß, wenn ich dann wieder mit dem Lienhard zusammen kam, ich gegen ihn nicht gewesen bin, wie ein schmollendes Kind, sondern daß ich ihm ruhig und freundlich — wenn es auch anders in mir aussah —

gezeigt habe, wie falsch er in seiner Eitelkeit bethört gewesen ist. Aber meinst Du, daß er seinen Glauben aufgegeben hat? Ich meine es nicht! Ausgesprochen oder zu verstehen gegeben hat er es freilich nimmer, aber ich weiß es doch, daß er es sich nicht ausreden läßt, — o Mutter, das ist es, was mich gegen ihn erbittert, daß ich ihn hassen könnte und mir's am Herzen nagt, weil ich es ihm nicht sagen darf, wie mir seine Dienste, die er nun auf des Kaisers Geheiß mir widmet, wo er kann, zuwider sind. Hätte ich nur eine Stunde früher darum gewußt, daß er nach dem Altensteig reiten wollte, meine Botschaft zu bestellen, die ich einem Diener der Erzherzogin übergeben hatte, ich hätte es ja nimmermehr zugelassen. Und wie hat er sie bestellt? Der Kaiser mag sich freuen, wenn er einst in den Fall kommt, von seinem Schooßkind ein Opfer, das ihm Unbehagen oder Anstrengung kostet, zu fordern. Dann wird er sehen, was er an ihm hat!"

Die Mutter begriff jetzt vollkommen die gereizte Stimmung ihres Kindes gegen Lienhard, der sie mit seiner unbesonnenen und eingebildeten Aeußerung gegen den Kaiser, in ihrem jungfräulichen Zartgefühl auf das Empfindlichste verletzt hatte, aber sie that das Ihrige, diese Stimmung zu mildern. Ihrem mütterlichen Auge konnte es nicht entgehen, daß, wenn auch Hedwig's Herz keine tiefere, ihr vielleicht selbst verborgene Neigung für Lienhard

hegte, so doch in mancher Aeußerung, welche sie über ihn gethan hatte, ein gewisser Antheil unverkennbar blieb. Hätte sie danach gefragt, Hedwig würde ihn auch gar nicht geläugnet haben, denn er war ihr wohl bewußt. Sie fühlte Mitleid mit ihm, daß er, von Natur reich begabt, durch äußere Einflüsse so ganz überwältigt, sich nicht zu einem kraftvollen und männlichen Wesen zu erheben vermochte! Gestern, als er bei den Erzählungen des Vaters, ergriffen von der Ahnung eines höhern Strebens, einen Funken ritterlichen Geistes verrieth, wie hatte er ihr da gefallen, wie so ganz vergessen hatte sie ihm die Kränkung, welche er ihr zugefügt hatte! Wenn doch dieser Funke nicht wieder erlöschen wollte! Dazu war aber, wie sie ihn kannte, wenig Aussicht, denn am Hofe schienen sich auch die Frauen verbunden zu haben, ihm auf alle Weise den Kopf zu verdrehen. Hedwig hatte oft gezürnt, wie ihm allgemein gezeigt wurde, daß er gefalle; sie hatte die Erzherzogin, welche dieser ansteckenden Herzenskrankheit oft mit scharfem Witze entgegen wirkte, ihren vollen Beistand geliehen, bis sie inne geworden war, daß man ihren Beweggrund unwürdig deute. Dann hatte sie sich ganz zurückgehalten und den verzärtelten und eitlen Jüngling, der unter den Männern deshalb nichts weniger als beliebt war, verloren gegeben.

Er saß, während Hedwig ihrer Mutter das Alles

erzählte, mit dem Schloßherrn zusammen und — langweilte sich bereits herzlich. Der Funke, welcher gestern in ihm aufgeblitzt war, schien bereits wieder erloschen. Auch hatte ihm — für die Hausfrau nicht eben schmeichelhaft — das Frühstück, das kein anderes, als ihr Gatte es immer genoß, sehr schlecht geschmeckt, sein leckerer Gaumen war feinere und süßere Kost gewöhnt, und er hatte Mangel an Appetit vorgeschützt, um nur diese scharfe, unschmackhafte Suppe nicht essen zu dürfen. Im Geiste war er schon fest entschlossen, noch heute den Rückweg anzutreten und sich bei den guten Benedictinern, deren gute Küche er gestern gewürdigt, für die Entbehrungen des Tages schadlos zu halten. Wenn er noch wenigstens Hedwig's Gesellschaft hätte genießen können. Aber er sah sie vor der Mittagstafel nicht wieder. Unter dem Vorwand, nach seinen Pferden zu sehen, entfernte er sich endlich aus dem Wohnzimmer, um den Erzählungen und den Fragen des alten Herrn zu entrinnen, letztere vermochte er ohnehin nicht recht zu befriedigen, da er von seines Vaters Vergangenheit im Ganzen wenig wußte. Dieser war im Gegensatze des Herrn von Altensteig darüber ziemlich verschlossen, er mochte auch wohl seine Gründe haben, von seinen früheren Jahren wenig zu erzählen, während Herr Hager mit wohlthuender Erinnerung von den seinigen sprach. Lienhard selbst konnte aus eignen Erlebnissen nicht

viel darüber berichten, er hatte als Kind auf der steirischen Burg gelebt, so weit er denken konnte, war dann mit dem Vater, der ihn sehr wechselnd, bald grausam, bald mit verschwenderischer Zärtlichkeit behandelte, zuweilen auf irgend einen Zug mitgenommen worden, als Knabe viel öfter, als im herangewachsenen Alter, bis der Vater sich auf seinem Erbe zur Ruhe gesetzt hatte. Von dort war er später, wie wir wissen, mit einer geheimen Botschaft an den Kaiser geschickt worden, von welchem Veit von Wolfsenegg durch irgend einen Dienst Gnade gefunden haben mochte, und der Kaiser hatte an dem bildschönen Knaben ein solches Wohlgefallen gefunden, daß er ihn nicht mehr von sich gelassen hatte. Mit diesen spärlichen Angaben und einiger Wiederholung von den Geschichten seines Vaters, nicht von seinen eigenen Thaten, sondern von den Fehden der Zeit, Geschichten, welche Hager von Altensteig besser kannte, hatte sich Lienhard aus den vielen Fragen seines Wirths gezogen und war nun froh, endlich auch dessen geharnischten Erzählungen entgangen zu sein. In der großen Halle, in welcher er gestern getafelt hatte, blieb er stehen, die Ausstattung derselben gefiel ihm. An den Wänden, die mit einem dunkeln Holze bekleidet und durch mancherlei Schnitzwerk am Fries und an den Fensternischen geschmückt war, hingen Waffen von alterthümlicher Form, Rüstungen mit Helm, Schild und Panzerhandschuhen, zwei

verblichene und zerfetzte Paniere, die vielleicht ein Ahnherr des Hauses in uralter Zeit erbeutet hatte. Ein mächtiger Schenktisch stand in der Ecke, doch war er ziemlich leer von Geschirr und Lienhard hatte schon gestern die silbernen Pokale und anderes Tafelgeräth vermißt, welche nach seiner Meinung in dem Schlosse eines Grundherrn nicht fehlen durften. Sie hatten auch hier nicht gefehlt und Hager von Altensteig, wenn er es Niemand erzählte, was aus ihnen geworden war, durfte sich dessen nicht schämen. Er hatte sie einst seinem Herrn, als dieser, wie oftmals, in harter Bedrängniß war, geopfert und sie wanderten jetzt, zu Münzen geschlagen, durch alle Welt. —

Vor einer Rüstung weilte Lienhard mit besonderm Wohlgefallen, vielleicht nur deshalb, weil sie von geübter Hand so blank geputzt war, daß er sich darin spiegeln konnte. Das that er auch und bemerkte gar nicht, daß er dabei beobachtet wurde, bis ihn die Macht des fremden Auges, das auf ihm ruhte, aufblicken ließ. Hedwig war in die Thüre getreten, hatte deren Schwelle aber nicht überschritten und wollte sich, als er aufblickte, mit einem flüchtigen Neigen und einem ganz eigenthümlichen Lächeln wieder entfernen. Aber er rief bittend: „Ich habe mich gegen Euch noch zu rechtfertigen, Fräulein — eilt nicht so unfreundlich hinweg!“ und da sie ihm antwortete, daß er keiner Rechtfertigung bedürfe, folgte er ihr schnell, so daß

sie ihm das Wort, um welches er bat, nicht versagen konnte. Beide standen im Flur des Erdgeschosses, wo Leute gingen und kamen, ihr kurzes Gespräch war also kein abgesondertes, das unziemlich erschienen wäre.

Lienhard's Rechtfertigung, daß er die Botschaft, welche er eigentlich gewaltsam an sich gerissen, nicht zu rechter Zeit bestellt hatte, war diesmal vollkommen begründet. Er hatte unterwegs ein Werk christlicher Liebe gethan, einen armen Bürgersmann, der in Geschäften gereist und dabei von Wegelagerern überfallen worden war, durch unerwartetes Erscheinen von diesen befreit und ihn dann, um ihn vor erneuter Gewalt und völliger Beraubung zu schützen, eine weite Strecke, bis zu den sichern Mauern seiner Stadt geleitet. Das erzählte Lienhard ohne alle Anmaßung oder Ruhmredigkeit, ja er verschwieg sogar, daß er persönlich einen Kampf dabei bestanden hatte — es schien ihm nur darum zu thun, sich über die Vernachlässigung des übernommenen Dienstes zu entschuldigen. Dann hätte er freilich der Wahrheit gemäß bekennen müssen, daß er die Anstrengung, durch welche die Versäumniß des Umweges allein wieder eingeholt worden wäre, aus gewohnter Bequemlichkeit gescheut hatte. Danach forschte aber Hedwig auch in Gedanken nicht einmal, sondern sie dankte ihm, daß er sich nicht aus Rücksicht für sie von einer ritterlichen That habe abhalten lassen und trennte sich

leicht und unbefangen von ihm. Der Mutter vergaß sie nicht, diesen Zug Lienhard's zu erzählen, um ihr den Beweis zu geben, daß sie ihm auch Gerechtigkeit wiederfahren lasse. O, er war gewiß des Edelsten fähig, wie er gar oft seine Herzensgüte, besonders gegen Arme und Nothleidende, sein lauteres Gefühl für Recht und Unrecht, wenn er von Unterdrückung der Schwachen hörte, bekundet hatte. Was konnte ihn aber retten aus seinem willen- und thatenlosen Dahintreiben auf den Wellen eines weichlichen Lebens, wenn es nicht ein Blitzstrahl war, der ihn aufschreckte und ihm die Klippen zeigte, denen er nur durch Kraft und Anstrengung entrinnen konnte? Hedwig hatte schon oft daran gedacht.

Aus seiner Abreise wurde für heute noch nichts. Er versöhnte sich wieder mit dem Aufenthalte, als er während des Mittagsmahls mit den Frauen zusammen kam und Aussicht hatte, auch die Abendstunden in ihrer Gesellschaft zuzubringen. Ein fremder Geist kam hier über ihn, der Geist der Bescheidenheit. Frau von Altensteig konnte die Schilderung, welche ihre Tochter von ihm entworfen hatte, nicht bestätigt finden, so aufmerksam sie Lienhard, der doch nun einmal durch die Beziehung zu Hedwig für sie ein Interesse gewonnen hatte, beobachtete. Dagegen glaubte sie etwas Anderes wahrzunehmen, das Hedwig weder angedeutet hatte, noch überhaupt anzunehmen schien, nämlich

daß er trotz der, wenn auch nicht wörtlichen, doch thatsächlichen Zurücksetzung, die er von ihr erfuhr, eine Neigung für sie hege. Diese sprach sich nur in seinem Auge aus, wenn er sich unbewacht glaubte, aber dem Scharfblicke der Mutter entging der Ausdruck nicht, mit welchem dies Auge zuweilen auf Hedwig ruhte. Sie war in ihrem schmucklosen Hauskleide, das sagte er sich mit Bewunderung, so lieblich, wie ihm noch kein Mädchen erschienen war und auch über sie schien in dieser verzauberten Burg, wie er sie nannte, ein fremder Geist, wenigstens gegen ihn, gekommen zu sein, der Geist der Milde. Am Hofe zu Wien oder Neustadt war sie für ihn, wenn er anmaßlich die Schranken überschritt, die sie ihm seit der Neckerei des Kaisers gesetzt hatte, eine Rose mit scharfen Dornen gewesen. Heut vernahm er von ihr seit langer Zeit wieder einmal ein unbefangenes Wort des Scherzes. Er freute sich dessen und vergaß nur, daß er selbst den unbefangenen Umgang, der einst zwischen ihnen bestanden, zerstört hatte. Der Vater hatte sich zurückgezogen, um einen Brief an den Kaiser zu schreiben, er mußte seinem Herrn danken für die Gnade, die er seinem Kinde wiederfahren ließ, er fühlte sich aber zu gleicher Zeit gedrungen, ihm die Befürchtungen auszusprechen, welche die Nachrichten, die er durch den Erzherzog Siegismund erfahren, in ihm erweckt hatten. Der Kaiser hatte ihn früher zuweilen den getreuesten seiner Diener

genannt und um seine Meinung über diese und jene Angelegenheit gefragt und hinterher, wenn er sie nicht beachtet hatte, geäußert, es sei wohl besser gewesen, er wäre ihm gefolgt, statt dem Schlick, seinem Kanzler. Darauf fußte nun der wackere Hager, und schrieb seinem Herrn mit der Freimüthigkeit, welche ein hochgesinnter Fürst an seinen Dienern liebt. Kaiser Friedrich hatte ja oft genug seine Räthe ermahnt, sie sollten allemal vor seinem Zimmer die „Simulation und Dissimulation" ablegen, er hatte wiederholt geäußert, diejenigen Räthe wären ihm die liebsten, welche Gott mehr fürchteten, als ihn — so mußte er ja dem alten Hager verzeihen, wenn dieser unaufgefordert seine Besorgniß aussprach über den neuen Vertrag mit Matthias Corvinus von Ungarn, wegen des freien Durchmarsches, von welchem er das größte Unglück für Oesterreich voraussah. Leider mußte er fürchten, damit schon zu spät zu kommen, aber es war doch vielleicht noch Zeit, einigermaßen den weiteren Folgen vorzubeugen.

Während der Vater in seinem Zimmer schrieb, was ihm, der in jungen Jahren mehr des Schwertes als der Feder gewohnt gewesen war, nicht allzuleicht abging, genoß Lienhard wahrhaft herzerquickende Stunden in Hedwig's Nähe; es war, als falle hier all' das Geckenhafte und Uebermüthige, das ein echt weibliches Gemüth abstoßen mußte, von ihm ab, als entfalte sich aus der Hülle in

schöner Läuterung erst sein wahres Selbst, und die Mutter, welche die beiden Kinder — denn Kinder schienen ihr Beide noch — in diesem harmlosen und muntern Geplauder beobachtete, mußte jetzt ihrem Gatten insgeheim Recht geben, auch ihr kamen sie nun wohl für einander passend vor. Was Lienhard in seiner selbstgefälligen Eitelkeit gegen den Kaiser ausgesprochen und dieser nicht eben zart in seiner Neckerei Hedwig wiedergesagt hatte, konnte sie wohl vergeben und vergessen und die Mutter freute sich, ihr Kind auf gutem Wege dahin zu sehen. Beide waren übrigens noch zu jung, um jetzt schon, auch wenn Alles sich fügte, an eine Verbindung zu denken; Lienhard ging in der ernsten Zeit wohl manchem Kampfe, im Geiste, wie mit den Waffen, entgegen, in denen er erst zum Manne erstarken und sich bewähren mußte, ehe er daran denken durfte, sich seinen eignen Herd zu bauen. Aber das Herz der Mutter war nicht an die Gegenwart gebannt, es hoffte darüber hinaus für ihr geliebtes Kind und stellte dessen Glück, wie sie mit Allem that, der Fügung des Allwaltenden anheim.

Lienhard hatte nun beschlossen, am andern Morgen endlich vom Altensteig zu scheiden; als er aber am Abend, nachdem auch der Vater wieder zu den Seinigen gekommen war, mit am traulichen Kaminfeuer saß, wurde er von Neuem in seinem Entschlusse schwankend. Er lehnte zwar





die Einladung zu längerm Bleiben, welche ihm Herr von Altensteig mit aufrichtiger Gastfreiheit that, ab, doch fühlte er, daß, wenn auch Hedwig irgend eine Aufmunterung hinzufüge, er nicht werde widerstehen können. Diese Aufmunterung blieb indessen aus. Hedwig blickte still vor sich nieder; auch, als die Mutter freundlich sagte, daß es ihm wohl auf einen Tag nicht ankommen werde und dieser sich durch einen schnellern Ritt mit ausgeruhten Pferden wieder einholen lasse, gab sie kein Zeichen, daß sie dem beistimme, noch minder, daß sie wünsche, er möge der Einladung nachgeben. Zögernd entschuldigte sich Lienhard auch gegen die Mutter, aber er lauschte fast athemlos, ob denn Hedwig nicht ein Wörtchen dazu sagen werde. Sie traut sich wohl nicht, flüsterte ihm wieder erwachend seine Eitelkeit zu, sie traut sich nicht, ihre Stimme oder gar den Blick zu erheben, sie fürchtet, sich zu verrathen — denn es ist doch wahr, sie hat mir ihr Herz geschenkt, ohne daß ich sie darum gebeten habe. So regte sich in ihm, als Hedwig so gar stumm blieb, mit der getäuschten Hoffnung auch schon der alte böse Trotz auf seine persönlichen Vorzüge, die Niemand höher schätzte, als er selbst.

Da hob zu seiner Freude Hedwig das schneeweiße Augenlid, das ihre schönen, leuchtenden Sterne verhüllt hatte, ihr Blick traf ihn, daß er es fühlte bis in das Herz und er bebte vor süßer Erwartung, daß auch sie, nachdem

die Eltern gesprochen, eine sanfte Bitte äußern werde, für welche das Ja! schon sehnsüchtig auf seinen zitternden Lippen der Erlösung harrte! Aber eiskalt fiel es in den glühenden, wallenden Strom, der in ihm lebendig war und ließ ihn erstarren, als Hedwig sprach: „Es ist gewiß besser, Ihr habt ganz Recht, so bald als möglich zu Eurem Herrn zurück zu kehren, der Euch gewiß schon erwartet.“ Sie sprach das so ruhig, keine Wimper zuckte ihr, als sie Lienhard dabei in's Gesicht sah, das die Enttäuschung doch wohl nicht verbergen konnte! Ein wilder Umschlag der Gefühle drohte ihn, wie es nur zu oft geschah, über alle Rücksichten hinweg zu reißen, aber die Mutter führte den gefährlichen Moment leicht vorüber, indem sie mit gewinnender Herzlichkeit zu ihm redete und ihn bat, wenn es nun doch einmal sein fester und gewiß auch wohlbegründeter Entschluß sei, morgen den Altensteig zu verlassen, daß es wenigstens nicht für immer sein möge; er werde stets ein willkommener Gast sein. Herr Hager bestätigte das; konnte Hedwig, jungfräulicher Sittsamkeit Hohn sprechend, auch ihr Wort dazu geben? Gleichwohl verlangte es Lienhard in seinem Geiste und weil sie es nicht that, reizte sie ihn noch mehr, so daß er, während sein Herz nicht unempfänglich für die liebevolle Begegnung der Mutter geblieben war, der Tochter Fehde gelobte, bis sie bezwungen zu seinen Füßen liegen und ihm ihre Liebe, die sie unter

diesem gleichgültigen Benehmen vergebens zu bergen suche, mit Thränen bekennen werde. Es lag etwas von dem Nachhall dieser Stimmung seines Innern in dem Tone, mit welchem er Hedwig, als die Familie sich trennte, eine gute Nacht wünschte und zugleich um ihre Aufträge an die Erzherzogin Kunigunde bat. Sie schien aber nicht darauf zu achten, sondern fragte ihn ruhig, ob er denn so früh aufzubrechen gedenke, daß sie ihn gar nicht mehr sehen werde.

„Sehr früh!“ war seine kurze Antwort.

Da gab ihm Hedwig auch einen Brief, welchen sie bereits geschrieben hatte, zur Bestellung — so sicher hatte sie also auf seine Abreise gerechnet! Sie wünschte ihm viel Glück zur Reise, so gleichmüthig, als scheide von ihr ein armseliger Leibeigener, der seinen geschornen Kopf vor ihr bis in den Staub bücken müsse und kein Auge zu ihr zu erheben wagen dürfe! Aber sie sollte einst — so gelobte er sich unter heißen Schmerzen — dieses Augenblickes gedenken!

„Ihr habt mir aber keinen Trost an Euren eifrigen Verehrer mitgegeben?“ fragte er.

Sie blickte ihn verletzt und befremdet an. „Wen meint Ihr damit?“ fragte sie mit verweisendem Tone.

„Wie, edles Fräulein? Verläugnet Ihr meinen armen Vetter, den rothen Diez? Er trägt Eure Farben

und will nach Worms zum Turnier, wenn wieder eins unter den vier Nationen ausgeschrieben wird, um für Euch Lanzen zu brechen und sich als Sieger für seine Dame zu Blatt tragen zu lassen."

„Euer Vetter Dietrich von Wolffenegg hat wohl ernstere Dinge im Kopf, als solche Kindereien."

„Wißt Ihr, Fräulein, was er mir in seinem Schmerz über Eure Kälte kürzlich gesagt hat?" fragte Lienhard mit einem herausfordernden, spottenden Blicke.

„O, macht mir das Mädchen doch nicht verwirrt!" rief der Hausherr, lachend über diese nach seiner Meinung scherzende Kurzweil. „Euer Vetter Diez wird sich schon trösten! Und nun zu Bett, Kinder, denn unser Gast will schon mit dem ersten Hahnenschrei im Sattel sein. Nehmt Abschied, kurz und recht, und, wenn Ihr den Herrn Vater seht, Junker Lienhard, grüßt ihn vom alter Hager: mir ging' es, wie ihm, ich säße nun auch daheim im warmen Nest, aber ein unlieber Gesell sei mit mir eingezogen, das Zipperlein, den ich nur manchmal los werden könnte, wie heut. Grüßt mir aber zu tausend Malen in Ehrfurcht meinen Herrn, den Kaiser, und ich ließe ihn gar schön bitten, auch fein recht zu lesen, was ich ihm geschrieben habe."

Lienhard legte seine weiße, wohlgeschonte Hand in die braune Rechte des Greises und zuckte unter deren kräf-

tigem Druck, so daß es der Alte bemerkte und darüber lachte. „Hab' ich Euch weh gethan?" fragte er. „Ja, ich fasse fest an, auch was ich lieb habe. Weißt Du, Elsi, wie ich Dir zuerst die Hand gab und in meiner Herzensfreude so stark zudrückte, daß ich Dir fast das arme, zarte Händchen zerbrochen hätte? Ich erschrak, als ich es merkte, und glaubte schon, es sei halt Alles mit uns aus — aber Du hast es mir nicht übel genommen. — Schlaft gesund unter meinem Dach. Behüt' Euch Gott auf der Reise!"

Fünftes Capitel.

Böse Gesellen.

Der Hahn hatte wohl dreimal gekräht, aber im Schlosse regte sich noch Niemand, als der Wächter, weil der gewohnt war, am Tage zu schlafen. Er ging heraus auf die Mauer und stellte sich hinter die Zinnen, um nach dem Wetter zu sehen, das war grau, und versprach einen unfreundlichen Tag, es fing schon an fein zu regnen. Der fremde Junker, der so früh ausziehen sollte, ließ noch nichts von sich hören: früh gesattelt und spät geritten! Dem Wächter konnte es gleich sein, er wollte nur den Gast

bald los werden, weil er sich dann ein Paar Stunden auf das Ohr legen konnte, um seinen Schlaf einzuholen. Dazu kam er aber noch lange nicht. Es wurde ganz hell, die Sonne ging unsichtbar hinter den Wolken auf; in der Burg wurde es nach und nach lebendig. Der Knecht des Junkers von Wolffenegg wartete schon zwei Stunden lang mit den gerüsteten Pferden, der alte Seppi mit der Suppe, die er dem Junker, sobald er hören würde, daß er wach sei, hineintragen sollte. Aber Lienhard, der nun einmal auf dem Altensteig keine ruhige Nacht verschlummern sollte, hatte in seiner stürmischen Aufregung erst noch Stundenlang gewacht und sich mit tausend Entwürfen gequält, wie er das stolze Mädchen, das ihm einen Fehdehandschuh hingeworfen zu haben schien, recht empfindlich demüthigen könne und war erst, nachdem der Wächter längst Mitternacht abgerufen hatte, in einen todtenfesten Schlaf gefallen, der ihn nun fesselte, bis die Sonne bereits hoch stehen mußte. Da war er endlich schreckhaft, wie gestern, erwacht, hatte sich auf seine Abreise besonnen und den alten Diener gerufen, der, wie er wußte, zu seiner Verfügung stand. Zu seiner großen Beschämung hatte er gehört, wie spät es sei, und daß auch die Herrschaft bereits vor zwei Stunden gefrühstückt habe. Unwillig ließ er die ihm aufgetragene Suppe, dieselbe, die ihn schon gestern angewidert hatte, unberührt stehen, kleidete sich mit Hülfe des Dieners,

ohne den er nicht recht fertig werden konnte, eilfertig an und ging, ohne einen Versuch zu machen, den gastfreien Wirth oder die Hausfrau nochmals zu sehen, nach dem Stalle, wo er seinen Knecht in der Thür lehnend erblickte. Dieser führte auf seinen stummen Wink die Pferde heraus, Lienhard schwang sich auf, drückte die Reisekappe, die er statt des Federbaretts trug, tief in das Gesicht, zog den Reitermantel vor dem unfreundlichen Wetter dicht um die Brust und ritt durch das geöffnete Thor der Burg langsam in den immer eindringlicher werdenden Regen hinaus. Ihm war sehr weh um das Herz, aber er wollte es sich nicht gestehen.

Frau von Altensteig hatte bestimmt erwartet, nachdem er einmal die Zeit verschlafen hatte, daß er sie oder wenigstens ihren Gemahl noch aufsuchen werde, und deshalb dem Joseph, der ihn bediente, ausdrücklich befohlen, ihm zu sagen, daß Alle längst aufgestanden seien — um so mehr wunderte es sie, daß er ohne ein Zeichen, nur der gewöhnlichsten Sitte, davon ritt und wie auch die besten Frauen durch solche Verstöße leicht verletzt werden, sprach sie sich darüber, ohne es recht zu bedenken, gegen ihre Tochter aus. Diese zuckte ein wenig die Achseln und antwortete erst nach einer Weile: „Es ist ihm nicht möglich, auch das Kleinste, das er versehen hat, einzugestehen. Er hat sich geschämt — und ist nun davon gegangen, wie ein trotziges Kind.“

Die Mutter sah den Ernst in Hedwig's Augen, die nicht so klar blickten, als sonst, und sie lenkte zum Scherz ein. „Dafür soll er auch hungern!“ sagte sie. „Er hat im Trotz unsere einfache Kost verschmäht und die Zeit soll ihm wohl lang werden, ehe er im Refectorium bei den Benedictinern gesottene Nüsse und süßen Wein, die er gerühmt hat, genießen kann. — Nun, Hetti, wir wollen ihn reiten lassen, tüchtig naß werden muß er auch, er hat's aber nicht besser haben wollen. Warum ist er nicht noch unter unserm festen Dach geblieben!“

„Nein, Mutter,“ erwiederte Hedwig, „es gefällt mir, daß er bei dem blieb, was er sich einmal vorgesetzt hat und sollte er sich gar vor dem Regen fürchten? Ihm wär's recht gut, wenn ihm nicht immer warmer Sonnenschein bescheert würde. — Wir gehen doch zur Kirche, Mutter?“ brach sie von dem Gespräch ab.

Es war ein Festtag und das Wetter konnte Frau von Altensteig nimmer abhalten, dem Gottesdienst in der Pfarrkirche, welche eine halbe Stunde vom Schloß im Thaldorfe gelegen war, beizuwohnen. Auch der Vater, welcher von seinem unlieben Gesellen, wie er sein Uebel nannte, wieder für eine Zeitlang befreit war, schloß sich an. Er hatte gar viel Sorgen auf dem Herzen, die er, nach dem Worte der Schrift, auf den Herrn werfen wollte, denn auch für Hedwig's Zukunft war ihm bange geworden.

Erst, nachdem Lienhard Wolffenegg das Haus verlassen hatte, war es Frau Elisabeth rathsam erschienen, ihm Alles mitzutheilen, was sie durch Hedwig erfahren hatte, und wie die beiden alten Leute vor einander nichts verheimlichten, sondern gegenseitig tragen halfen, was ihr Herz beschwerte, hatte die Mutter auch ihre Befürchtung ausgesprochen, daß Hedwig schweren, innern Kämpfen entgegen gehe. Sie hatte wohl in ihrem heitern, arglosen Wesen den offenen Huldigungen, die ihr der schöne, von dem Kaiser ausgezeichnete, von allen Frauen verzogene Lienhard geweiht, ihr unbewachtes Herz nicht ganz verschließen können, und selbst, nachdem sie ihn näher kennen gelernt hatte und durch seine verletzende Aeußerung in ihrem heiligsten Gefühl verwundet worden war, selbst jetzt, wo sie überzeugt schien, daß Lienhard nur seiner Eitelkeit gefröhnt, als er ihr gehuldigt hatte, glaubte die Mutter wahrzunehmen, daß jene erste, ihr noch unbewußte und darum stolz verläugnete Neigung noch nicht erloschen sei. Lienhard aber, das verbarg sich die Mutter gar nicht, war ihres Kindes nicht würdig. Wenn also auch, wie Frau Elisabeth fest glaubte, sein Werben um Hedwig's Herz kein frevelhaftes Spiel der Eitelkeit gewesen war, und eine wirkliche Zuneigung auch in ihm lebte, so konnte doch daraus kein Glück für Hedwig entsprießen! Weh' ihr, wenn sie zum Bewußtsein kam, daß ihr Herz sich verirrt

hatte, und sie sich ihrer Liebe schämen müsse! Vergebens die Hoffnung, daß Hedwig sich je aus den Kämpfen, welche dies Bewußtsein in ihrer Brust wecken würde, zu dem süßen Frieden und der kindlichen Heiterkeit, die ihre Mutter einst so glücklich gemacht, wieder erheben könne! Das Alles hatte Frau Elisabeth ihrem Gemahl vertraut und wie sehr er auch bemüht gewesen war, ihre Befürchtungen zu zerstreuen, hatten sie doch auch ihm das Herz schwer gemacht, so daß er ein wahres Bedürfniß fühlte, sein Kind an geweihter Stelle dem Vater aller Mühseligen und Beladenen zu befehlen.

Auf dem Altensteig nahm jetzt das gewohnte Leben, das nur durch die Anwesenheit der seltenen Gäste unterbrochen worden war, wieder seinen geregelten Gang. Hedwig war glücklich und zufrieden bei ihren Eltern und genoß die Tage, welche ihr in der Heimath vergönnt, mit wahrhaft kindlicher Lust. Fast schien es, als hege sie den Wunsch, gar nicht mehr an den Hof zurück zu kehren.

Anders Lienhard Wolffenegg! Je näher er der alten Stadt Wien kam, wo der Kaiser noch immer sein Hoflager in der Burg hielt, desto lebhafter wachten in ihm alle die schönen Erinnerungen an das leichte und lustige Leben wieder auf, das er hier geführt hatte und wiederum verhoffen durfte. Das Gefühl, das er beim Austritt aus der kleinen Feste am Waldgebirge, vielleicht zum ersten Male

in seinem Leben, empfunden hatte, war völlig verschwunden und wenn er daran dachte, daß ihm so weh um das Herz gewesen war, mußte er lächeln. Hedwig's Bild war darum nicht erblaßt in ihm, aber sie war ihm ja nicht verloren, vielmehr redete er sich, trotz aller Erfahrungen, mehr und mehr ein, daß sie ihm gewiß sei — sie konnte ja doch nimmer von ihm lassen, wie er meinte.

An dem Morgen, wo er seine letzte Tagereise antrat, war er besonders froh gestimmt und sang ein heitres Liedchen vor sich hin, während er durch die schöne Landschaft dahintrabte. Das Wetter war seit gestern schon wieder besser geworden, die Sonne schien hell, kein Wölkchen ließ sich am ganzen Himmel sehen; er schien dem jungen Blut ein Bild seiner Zukunft.

Unterwegs begegnete er, in der volkreichen Gegend, Menschen genug, sah auch hier und da einen Trupp Kriegsvolk ziehen, das seine Aufmerksamkeit flüchtig auf sich lenkte, aber sein Auge suchte nur immer in der Ferne, ob sich ihm nicht St. Stephan bald zeigen werde, nicht bedenkend, daß noch eine geraume Strecke zwischen ihm und dem Thalrande lag, von wo sich zuerst der Blick auf die gethürmte Hauptstadt unten am Strome eröffnet. Da machte ihn sein Knecht auf einige Reiter aufmerksam, welche ihnen auf einem Seitenwege von einem der vielen Schlösser her, welche überall die Stirnen der Hügel krönten, offenbar

den Pfad abzuschneiden trachteten. Lienhard blickte nach-lässig hinüber, er war nicht gerüstet und trug nur ein leichtes Schwert, mehr zur Zier, als zur Wehr, aber er hatte unter seinem Reitermantel des Kaisers Farben, die wohl in Ober- und Niederösterreich Jeder achten mußte, am Wehrgehenk und, was er sich, ohne Widerspruch zu finden, angemaßt, auch die Devise der fünf Vocale, welche der Kaiser mit vieldeutigem Sinne führte. Darum lächelte er für sich, als die Reiter sich in vollem Jagen anstrengten, ihm den Paß an einem Brücklein, daß er überschreiten mußte, zu verlegen und freute sich auf ihre langen Gesichter, wenn er ihnen die kaiserlichen Zeichen unter die Nase halten werde. Der Knecht rieth ihm ängstlich, doch schärfer zu reiten, damit sie die Brücke eher passiren möchten, als die bösen Gesellen, und als ihn Lienhard schweigen hieß, machte er wenigstens zu seiner eigenen Vertheidigung die Armbrust vom Sattelknopf los und legte einen guten Bolzen auf. Da hatten die Reiter den Paß schon erreicht und plötzlich stieß Lienhard, wie von einem bösen Geist besessen, seinem Rosse die Sporen in die Flanken und jagte, als wolle er sich in den gewissen Tod stürzen, auf sie los. „Vetter Diez!“ rief er laut lachend.

Der Vorderste der Reiter, welcher sich schon hoch in den Bügeln gehoben hatte, ihn zu empfangen, ließ einen Ruf nicht eben freudiger Ueberraschung hören und kam dem

Heransprengenden nur im kurzen Trabe entgegen geritten. „Bist Du's, Lienhard?" sagte er barsch. „Dich hatten wir freilich nicht erwartet."

„Ihr dachtet, einen andern Vogel zu fangen!" rief Lienhard lustig.

„Wenigstens keinen Pfauhahn, den man nicht einmal braten kann!" erwiederte Dietrich trocken und blitzte ihn mit seinen kleinen grauen Augen unter den rothen buschigen Brauen an. „Nun, ihr Freunde, das ist mein lieber Vetter Lienhard, des alten Veit Sohn" — rief er seine Genossen an, welche unterdessen auch herangekommen waren. „Nicht wahr, er sieht ihm ähnlich, wie nur ein Spatz dem andern."

„Ei, das find' ich gar nicht," versetzte Einer, der schon älter war. „Das ist das Gesicht vom alten Veit doch nimmermehr!"

„Findest Du's nicht?" erwiederte Diez mit derselben trockenen Stimme, die ihm eigen war. „Nun, ich finde es auch nicht. — Kommt, Kinder — wir reiten dem Zelter des jungen Herrn wohl zu schnell." Er wollte schon ansetzen, aber er verhielt sein mageres Pferd noch einmal und fragte Lienhard, der ihn mit seinem vornehmen Lächeln reizte: „Hast wohl gleich Hochzeit gemacht?"

„Das nicht, aber es kann werden, Vetter Diez. Grüße wollt' ich für Dich haben, aber es hieß, Du hättest

wohl andere Dinge im Kopf, als solche Kindereien. Ernstere Dinge, sagte sie, ich besinne mich. Nun, Du hattest es hier am Platz ernst genug im Sinne, hättest einen Andern wohl niedergeworfen und geschätzt!"

Dietrich hatte sich dunkel verfärbt bei dieser Rede und sein krauser rother Bart, welcher ihm Lippen und Kinn dicht umstarrte, fing an zu zittern. Doch sprach er kalt und trocken, wie vorher: „Vielleicht! Wir kamen von einem guten Freunde dort, wo wir zwei Tage gejagt — und wollten uns noch einen Spaß machen. Was ich im Kopfe habe, mein Junge, das weißt Du nicht und — Niemand."

Er warf nun sein Pferd ohne weitern Gruß herum, die Andern folgten ihm mit lautem Schreien und Lachen und Lienhard blieb, sein wohlgerittenes Roß zügelnd, mit seinem Knechte zurück, welcher seinem Heiligen dankte, daß die Gefahr so glücklich vorüber gegangen war.

„Ist das wirklich ein Sohn vom alten Veit?" fragte der ergraute Reiter, welcher vorher an der Aehnlichkeit zwischen Vater und Sohn gezweifelt hatte, den Wolffenegg. Dieser lachte kurz und heftig auf und sprach erst nach einer Weile: „Ich gebe nicht zehn Schinderlinge dafür!"

Die Gesellen lachten. Das Gebot erschien ihnen freilich nicht hoch, denn die verrufene Münze, welcher das betrogene Volk den unanständigen Namen gegeben

hatte, war so schlecht, daß zwölf Gulden von ihr etwa einen Gulden guter Währung betrugen.

„Meinst Du, das hätt' sich der Alte gefallen lassen?" fragte der Erste wieder.

„O nein, nein, so meint' ich's nicht!" erwiederte Dietrich unwillig. „Aber der alte Kinderdieb hat wohl gar keine Frau gehabt — wer hat sie gesehen? Er ist in Wälschland gewesen, erzählt Teufelsgeschichten, wie ihm eine bildschöne Fürstentochter nachgelaufen ist und er sie nur aus Erbarmen geheirathet hat. Glaubt Ihr's."

Die Andern lachten wieder. „Dann ist er nach Steiermark heimgekehrt und hat den Buben mitgebracht. Der hatte schon im Wälschland so gut deutsch plauschen gelernt! Ob die Frau Mutter ihm auch ihre Sprache vererbt hat, weiß ich nicht — der Veit sagt, sie wär' in den Wochen gestorben. Nun hat er den Buben aufziehen lassen, von wem sagt er nicht oder er sagt heute so, morgen so! Es ist mein Ohm, aber verlogen bleibt er darum doch. Wenn nun der Pfauhahn, der jetzt in der Kaiserlichen Gunst sein stolzes Rad schlägt, gar ein untergeschobener Wechselbalg wäre!"

„Ein Wehrwolf, nicht wahr, der Dir das Erbtheil wegfrißt!" schrien die Gesellen ausgelassen und tobend.

Dietrich hielt plötzlich sein Pferd an und der tolle Haufe sammelte sich dicht um ihn, begierig, was er sagen

werde. „Ich habe heut bei dem Schönberger, unserm Wirth, einen Becher Wein mehr getrunken, als ich wollte," sprach er wieder ganz ruhig und trocken, „und darum habe ich auch jetzt ein Wort mehr gesagt, als ich wollte. Ein Schelm, der's ausplaudert. Wer's aber thäte, der könnte sich vor mir in Acht nehmen." — Sie versicherten ihn laut und eifrig ihrer Treue und Verschwiegenheit. Was er darauf geben konnte, mußte er selbst am besten wissen. Bald darauf trennten sie sich auf verschiedenen Wegen und Jeder ritt nach seiner Behausung, von wo sie sich zu einem gemeinsamen Schmause bei einem guten Freunde eingefunden hatten. Nur der Aelteste von ihnen blieb mit Dietrich Wolffenegg zusammen und Beide verfolgten im scharfen Trabe den Weg nach Wien.

„Ich will Dir Alles sagen, Kunz," erwiederte Wolffenegg auf die Fragen seines Gefährten, der ihm auch in Jahren am nächsten stand, denn Diez war kein junger Gesell, wie sein Vetter Lienhard, sondern ein angehender Vierziger. — „Wenn der Alte keinen Sohn hätte, so erbte ich allein, was er noch hat: wenigstens mit den andern Ganerben wollt' ich mich schon abfinden. Nun hat er aber den Buben und ich geh' leer aus — wenn Alles seine Richtigkeit hat. Die hat's aber nicht, nimm mich beim Schopf und wirf mich dort in den Graben zu den Fröschen, wenn es anders ist. Der Alte hat's mir schon selbst

einmal, als ich ihm zusetzte, halb und halb gestanden, aber er war betrunken, und nachher hat er nichts mehr davon wissen wollen und hat mir darüber sein Haus verboten. Was soll man da machen!"

„Recht suchen — Eideshelfer — ein Kampfgericht," äußerte der Andere. „Mit dem Milchbart wirst Du doch fertig werden?"

„Wenn ich es nur mit dem zu thun hätte," erwiederte Dietrich, „so würde ich wenig Umstände machen. Aber hinter ihm steht der Kaiser und da möcht' es mir doch übel bekommen. Du weißt, wie sich der Veit des Kaisers Gnade erworben hat." — Der Andere schnitt ein verächtliches Gesicht und winkte mit der Hand. „Ja, Kunz, es ist mein Ohm, aber ich muß Dir Recht geben. Wenn der nicht das Zeichen gegeben hätte, von der gemeinsamen Rittersache abzufallen, und sich des zornigen Kaisers Verzeihung für sich allein zu erbetteln, wahrlich, der Hans von Stubenberg und der Niclas Lichtenstein, die Mächtigsten, hätten den Baumkircher, den sie nun doch einmal zu ihrem Haupte für des Adels Gemeinschaft wider den Herrn gemacht, auch nicht verlassen und dann hätte wohl Keiner gewagt, den Andreas Baumkircher, auch wenn er die Stunde des freien Geleits noch dreimal länger überschritten hätte, unter'm Murthor zu Graz enthaupten zu lassen."

Kunz nickte. „Wir sind hier unter uns,“ sagte er; „da unten“ — er zeigte auf die Hauptstadt, deren Thürme und Häusermassen eben von der Höhe, welche sie erreicht hatten, sichtbar wurden — „da unten darf man nicht laut daran zweifeln, aber hat denn der Baumkircher wirklich das freie Geleit überschritten? Viele wollen es nicht glauben. Es müsse nur so heißen, weil der Andreas doch groß Verdienst um den Kaiser gehabt, in Neustadt — Du weißt — als Anno zwei und fünfzig der Graf von Cilly und der Eyzinger stürmten.“

„Mir brauchst Du's nicht zu erzählen,“ versetzte Diez. „Mein Vater war auch unter den Verschwornen und ich weiß die ganze Geschichte. Viel anfangen und nichts zu End' bringen. Die österreichischen Stände unter dem Cilly hatten vier und zwanzig tausend Mann aufgebracht, um ihre Forderungen mit Gewalt durchzusetzen und wenn der Sturm auf Neustadt geglückt wäre, so hätten sie wohl den Kaiser, der sich d'rinnen befand, gefangen genommen. Aber der Baumkircher, stark und riesig, wie er war, sperrte damals, wo er noch dem Kaiser treu war, allein mit seinem Leib das Thor, bis es geschlossen werden konnte und dann kam es zum Vertrage. Du willst wissen, ob's wahr ist, daß man ihm das Geleit nicht gehalten hat, da er in spätern Jahren selber zu den Waffen gegen den Kaiser griff und sich in Graz zur Unterhandlung stellte? Nein, Kunz, der

Wahrheit die Ehre, die Sache ist ganz richtig zugegangen. Er hatte die Stunde versäumt — kann sein, daß ihn die Räthe arglistig hingehalten haben, bis er nicht mehr wußte, wie spät es war — aber zu spät war es! Er sprengte, als er erst den Hengst unter'm Leib hatte, wie rasend nach dem Thore, aber das Fallgatter fiel vor ihm nieder und da war auch gleich der Priester und der Scharfrichter bei der Hand. Die Herren mögen's dem Kaiser hinterher auch nicht erzählt haben, daß er 60000 Goldgülden und all' seine Schlösser für seine Freiheit geboten hat — er war ihnen auch ohne Geld und Burgen zu gefährlich, hinweg mit ihm! Ja, Kunz, auch der Greissenegger, sein bester Freund, mußte dem Schwerte des Nachrichters seinen Hals recken — Ritter finden keine Gnade, aber Die da —" er streckte grimmig die Hand gegen Wien aus — „die Bürger, die ihn in seiner eignen Burg belagert und mit Karthaunen beschossen haben, daß er mit der Kaiserin und dem jungen Erzherzoge fast Hungers sterben mußte und dem Herrlein nichts mehr vorgesetzt werden konnte, als angefeuchtete Gerste, die werden zu Gnaden aufgenommen und sind nun seine lieben Kinder. Laßt sehen, ob sie bei ihm treu aushalten werden, wenn's einmal wieder gilt. Uns aber, Kunz, blüht kein Weizen mehr unter Ihm und seinem Geschlechte, darum — wir sind hier unter uns, also kann ich es wohl sagen — darum sollten

wir es einmal mit einem Andern versuchen! — Fährt der alte Gesell zusammen, wie'n scheues Pferd!" setzte er lachend hinzu, als er den Eindruck seiner Worte auf seinen Gefährten bemerkte.

„Was meinst Du damit?" fragte dieser behutsam. Diez drängte sein Pferd dicht an den Steigbügel des Andern, bog sich nach ihm hinüber und raunte ihm etwas in das Ohr.

„Bist Du toll?" fragte Kunz erstaunt. „Du hast eben vom Baumkircher und Greissenegger erzählt, juckt Dir etwa auch der Hals?"

„Nicht also, Herr Konrad vom Wachberge!" entgegnete Diez und lachte noch ärger. „Ich denke, er soll eine goldene Kette von gutem ungarischen Golde bekommen. Aber laß gut sein, die Sach' ist noch lange nicht reif und so wollen wir nicht weiter davon reden. Das sag' ich Dir nur: diese Zeit werden wir wohl überstehen, und Niemand wird uns viel anhaben; wenn aber der Max an's Regiment kommt, dann, ihr Herren, kommt eine neue Zeit und wir haben im Land ausgespielt. Dann wird Er Ruhe gebieten und Frieden im Lande und wir können dann Roß und Harnisch abschaffen!"

„Ei, Diez," versetzte Konrad, „er ist ein ritterlicher Herr und wird uns, den Adel Oesterreichs, nicht zum faulen Dachsleben verdammen! Führt er uns in gute Kriege



wider den Erbfeind oder seine Feinde, wo Ruhm und Beute zu gewinnen steht, ist es doch besser, als wenn wir im Lande vom Stegreif leben und alle Tag' dem Blutbann eines elenden Städtleins verfallen können."

„Meinst Du?" erwiederte Dietrich. „Nun, ich denke anders. Ich will mein eigner, freier Herr sein, will thun und lassen, was mir gefällt, absagen, wem ich Lust hab', und das Schwert ziehen, wenn ich raufen mag. Siehst Du, so denkt der rothe Diez. Aber Du bist alt geworden und solltest Dich nun auch zur Ruh' setzen, wie mein Ohm, der Kinderdieb, wie ihn die Wiener vormals geheißen haben."

„Schäm' Dich, Diez, das nachzureden," schalt ihn Konrad.

Dietrich blickte ihn von der Seite an und der Andere verstand diesen Blick wohl. Auch er hatte sich in den bösen Kämpfen, welche das getheilte Land zerrissen, die Hand nicht rein gehalten. So ritten die Beiden, an Denkart und Anschauung ihrer vermeintlichen Freiheit ein Paar echte Söhne des fünfzehnten Jahrhunderts, in das reiche Donauthal hernieder und zogen sich die kapuzenförmigen Gugelhüte, welche sie, alter Sitte treu, noch nicht mit den neumodischen wälschen Baretts vertauscht hatten, tiefer in das Gesicht, als sie über die herbstlichen Fluren eine Jagd daher brausen sahen. Es wäre ihnen nicht lieb gewesen,

von Manchem, den sie dort in dem Zuge wußten, erkannt zu werden, denn sie hatten absichtlich zu ihrem Lustritt, mit welchem sie noch bei Gelegenheit ein Nebengeschäft verbinden wollten, kein ritterliches Kleid angelegt. Sie entgingen auch wirklich der Aufmerksamkeit der Jagdgenossen und gelangten an das Thor, noch ehe es verschlossen war.

Sechstes Capitel.

Am Kaiserhofe.

In der kaiserlichen Burg ging es am andern Morgen unruhig zu. Es waren noch spät in der Nacht Boten in Wien angekommen, welche den Kanzler aus dem Schlafe gestört hatten; über die Nachrichten, welche sie gebracht, liefen verschiedene Gerüchte in der Stadt, welche um so gefährlicher lauteten, je weniger man von ihnen wußte. Der Kaiser war unpäßlich; demungeachtet hatte er, nach einer langen Rücksprache mit seinem Andreas Schlick, dem Kanzler, mehrere Räthe am Morgen um sich versammelt und auch der Hofmeister der Erzherzogin war dazu entboten

worden. Die Herren vom Hofe, die Dienerschaft, wo sie unbeachtet war, steckten die Köpfe zusammen: es hatte schon seit mehrern Tagen etwas in der Luft geschwebt und unheimliche Wetterwolken drohten die kaum gewonnene Freude an einem friedlichen und fröhlichen Leben wieder zu zerstören. In diese schwüle Stimmung kam Lienhard Wolffenegg, als er seine Rückkehr melden wollte.

Man fragte ihn aus, was er unterwegs gehört und gesehen habe, ob er nichts aus Steiermark oder aus den Niederlanden auf seiner Reise vernommen, denn um diese beiden Punkte drehten sich alle Vermuthungen. In Steiermark war der Bischof von Seckau, der sich mit dem Erzbischof von Salzburg in der unangenehmen Verwickelung wegen des Erzstifts verbunden hatte, noch nicht zu friedlichem Abkommen geneigt, und in den Niederlanden gährte es gegen den ritterlichen Maximilian, der nicht gesonnen war, den Rechten seiner jungen Gemahlin gegen den Uebermuth der reich gewordenen Städte etwas zu vergeben. Lienhard hatte weder von dem einen, noch von dem andern Schauplatze der Besorgniß Kunde vernommen, dachte überhaupt zu wenig an die Welthändel, um viel danach zu fragen: seine Welt war eine ganz andere, eine lichte Au voll bunter Blumen, auf denen er sich, ein sorgloser Schmetterling, wiegte und sonnte, unbekümmert, was um ihn her vorging.

Als er noch mit den Junkern im Vorzimmer stand, erschien der Kämmerer und machte große Augen, als er Lienhard erblickte. Der Kaiser hatte schon gestern nach ihm gefragt. Jetzt eben war die Sitzung der Räthe aufgehoben worden, einer von ihnen kam schon eiligst aus den innern Zimmern und ging vorüber, ohne sich nach den Kammerjunkern und Edelknaben umzusehen, welche in seinen Mienen vergebens zu lesen trachteten; bald folgten mehrere und der Kämmerer ging leisen Schrittes hinein, um der Befehle seines Herrn gewärtig zu sein. Nicht lange dauerte es, so wurde Lienhard zum Kaiser beschieden.

In seinem hohen, dunkelfarbig ausgeschlagenen Gemache saß Friedrich der Dritte, von dem Uebel, das ihn in letzter Zeit wieder einmal heimgesucht hatte, an seinen Lehnstuhl gefesselt. Doch zeigte sein ruhiges und ernstes Antlitz keine Spur des Leidens, das zuweilen recht schmerzhaft war, jetzt aber vor andern Sorgen zurückgetreten schien. Er hieß Lienhard, der sich vor ihm auf ein Knie niederließ, freundlich aufstehen und fragte ihn, ob er die gute Gelegenheit, die er ihm geboten, auch fein benutzt habe?

War es der Geist seines Vaters, welcher, von Freund und Neffen der Unwahrheit bescholten, sich in diesem Momente auch in Lienhard bekundete, gleichsam, um zu beweisen, daß Dietrich's Verdacht falsch, und er doch der echte

Sohn des alten Veit sei? Lienhard erwiederte, daß er seines Glückes nun gewiß sein könne, und überreichte dann dem Kaiser, der ihm einen leichten liebkosenden Backenstreich gab, das Schreiben, welches ihm Hager von Altensteig anvertraut hatte.

Friedrich ließ sich ein Messer reichen und trennte damit den seidenen Faden, welcher den Brief umschlossen hielt, von dem Siegel. Er schickte dann, ehe er das Schreiben entfaltete, den Junker nach den Zimmern der Erzherzogin, um diese bitten zu lassen, sich zu ihm zu verfügen. Erst, als Lienhard sich entfernt hatte, las er, was sein treuer Hager an ihn geschrieben. Seine ohnehin ernste Miene verdüsterte sich noch mehr, ein Seufzer, da Niemand den einsamen Kaiser belauschen konnte, entrang sich seiner Brust: was ihm der Alte geschrieben, was er für ihn gefürchtet hatte, war bereits geschehen, seine dringende Abmahnung kam zu spät! Und er beneidete den treuen Mann um seinen Frieden auf seiner abgeschlossenen Feste, auch wenn er, gleich ihm, von körperlichen Leiden heimgesucht war; Ihm, dem Kaiser, war kein Frieden bescheert, wie sehr er ihn auch liebte und ihm in seinem langen Leben nur zu viele Opfer gebracht hatte — mehr vielleicht, als sich mit der Krone und dem Scepter, die ihm von Gottes Gnaden verliehen waren, vertrug! Noch einmal hob er das Blatt, welches er mit der Hand hatte sinken

lassen, vor sein Auge und las zum zweiten Male, was ihm die Brust schwer machte.

Lienhard hatte den Weg nach dem Theile der Hofburg, welcher die Frauengemächer und mit ihnen auch die Wohnung der Erzherzogin Kunigunde enthielt, schnell zurückgelegt und fand zum Glück den Hofmeister der Fürstin, an welchen er den Befehl des Kaisers bestellen konnte. Denn wenn schon in den Häusern des Adels der Zutritt zu den Frauen und Töchtern schwer war und nur zu gewissen Stunden, in Anwesenheit des Hausherrn, frei stand, so war es noch viel mehr der Fall an den Fürstenhöfen. Die spanische Etikette, welche erst in dem folgenden Jahrhunderte ihren Weg über die Pyrenäen und Alpen fand, herrschte zwar an der kaiserlichen Hofstatt noch nicht, aber es war altdeutsche ehrbare Sitte, die auch hier, dem Herkommen nach, geachtet wurde. Der Hofmeister stand der gesammten zahlreichen Dienerschaft zwar vor, aber zu ungewohnter Stunde durfte er selbst sich der Fürstin nicht nahen, sondern, was ihr zu melden war, mußte durch die Hofmeisterin geschehen, welche nicht etwa seine eigne Gemahlin, sondern, unter gleichem Rang und Titel, meist eine Wittwe aus einem vornehmen Geschlechte des Landes war. So auch die Hofmeisterin der Erzherzogin Kunigunde. Dieser übergab also der Hofmeister Lienhard's Bestellung und bald konnte letzterer mit der Antwort, daß die Erzher=

zogin sogleich erscheinen werde, zu seinem Herrn zurück kehren. Der Kaiser hatte seine volle ruhige Fassung bereits wieder gewonnen, er ließ sich mit Lienhard, dem er, wie wir wissen, besonders lieb hatte, vom Altensteig, von Frau Elisabeth, die er in ihren jüngern Jahren wohl gekannt hatte, und auch von dem kleinen stechenden Röslein, wie er Hedwig nannte, erzählen und freute sich, daß es dem „jungen Wolf" endlich gelungen sei, ihr Herz davon zu tragen.

„Die Väter sind um mich bittere Feinde geworden," wiederholte er, „so will ich die Kinder als süße Freunde zusammen bringen."

Er blickte dabei gütig auf den Jüngling und lächelte, seine schweren Regierungssorgen für einen Augenblick vergessend, als er ihn, wie ein unschuldiges Mädchen, erröthen sah. Freilich schrieb er es einer reinern Ursache zu, nicht der Verlegenheit aus Scham, daß er sich gegen seinen Herrn eines Glückes gerühmt habe, von welchem er selbst, trotz seiner eitlen Anmaßung, nimmermehr fest überzeugt war.

Da wurde durch einen der Edelknaben, welche die Thüre hüteten, die Erzherzogin gemeldet und des Kaisers Augen leuchteten in väterlicher Liebe auf, als seine Tochter, die schöne und geistvolle Kunigunde, eintrat. Wie Maximilian, ihr älterer Bruder, die deutsche Heldenschön-

heit, den geistigen Adel seiner Vorfahren geerbt hatte, so Kunigunde allen Liebreiz, alle Seelenkraft ihrer unvergeßlichen Mutter. Sie war darum auch der Liebling, der einzige Trost des Vaters und wie viele Fürsten auch um ihre Hand geworben hatten, ja obgleich er ihre Hand bereits zweimal zugesagt, hatte er doch immer wieder das Band, ehe es unwiderruflich geknüpft war, zu lösen gewußt, weil er sich nicht von ihr zu trennen vermochte. Für eine Zeitlang mußte es aber vielleicht in nächster Zukunft geschehen und das wollte er eben mit ihr besprechen.

Die Erzherzogin begrüßte ihren Vater zärtlich. Zwischen ihnen war die Förmlichkeit verbannt, welche sonst die Herzen unter dem Purpur, auch wenn sie sich in menschlich schöner Regung noch so warm entgegen schlugen, in jener Zeit von äußern Liebesbezeigungen zurückhielt. Der Kaiser machte seine Tochter lächelnd auf Lienhard aufmerksam, den sein Befehl, als er sich bei der Meldung der Erzherzogin entfernen gewollt, zurückgehalten hatte.

„Da ist der Wolf! Und hat Dein Lämmchen doch erbeutet! Hab' ich Recht gehabt, Kuni?"

Die Fürstin richtete ihr klares, dunkles Auge auf Lienhard, welcher das seinige vor diesem Blicke senken mußte. Sie wünschte ihm freundlich Glück und setzte hinzu, daß er erst in späterer Zeit dies Glück würde verstehen lernen; dann fragte sie mit Antheil nach Hedwig

und ihren Eltern und ließ dabei ihre Liebe zu Hedwig so innig hervortreten, daß der Kaiser im Scherz rief: „Jetzt hör' auf und mach' mich nicht eifersüchtig! — Du, Lienhard, geh' — und vertrag' Dich, das sag' ich Dir, mit Deinem Vetter Diez. Er ist älter, als Du, so alt, daß er Dein Vater sein könnte — das merk' Dir."

Lienhard wurde damit entlassen und fragte sich draußen, was diese Mahnung zu bedeuten habe und wie der Kaiser dahinter gekommen sei, daß sich Dietrich über sein Verhältniß zu Hedwig beunruhigen könne.

Als Friedrich der Dritte mit seiner Tochter allein war, kehrten die Sorgen, denen er sich nur für eine kurze Weile entschlagen hatte, um so schwerer zurück und sein Auge, vorher so heiter, verdunkelte sich.

„Schlimme Botschaft, die mir der Landeshauptmann sendet!" sprach er. „Die Ungarn haben sich in Steiermark festgesetzt — ein neuer Krieg ist unvermeidlich!"

„Mein gnädiger Vater!" rief die Erzherzogin bestürzt, „das wolle Gott verhüten!"

„Und Niemand," fuhr der Kaiser bitter fort, „kein Einziger von meinen Räthen hat mich gewarnt, dem arglistigen Feinde zu trauen! Nur Einer, der's redlich meint, und der nicht einmal hier ist, sondern daheim sitzt, ein kranker Mann, wie ich, der hat's durchschaut und schreibt mir!" Er hob den Brief empor, welchen ihm Lienhard

Wolffenegg mitgebracht hatte. „Weißt Du, wer's ist? Der Hager, mein alter Hager, der Vater Deiner Hetti! Nun, ich sollt' meinen, wenn Der's auf seinem abgelegenen Berghorste durchschauen kann, so hätte sich wohl auch einer von meinen weisen Räthen finden müssen, die mitten im Strome fahren. Jetzt sind sie alle klug, jetzt zucken sie die Achseln bis an die Ohren und sprechen, sie hätten's wohl vorher gefürchtet, hätten aber nicht den Muth gehabt, vor Kaiserlicher Majestät auszusprechen, allmaßen Dieselbe so festiglich entschlossen gewesen, dem Begehren des Königs von Ungarn nachzugeben! Sag' Du mir ehrlich, mein kluges und theures Kind, hast Du Böses geahnt?"

„Nein!" versicherte die Erzherzogin mit einem edlen Unwillen. „In meine Seele ist kein Verdacht gekommen, daß eines Königs Wort nicht lauter sein könne, wie Gottes — wenn es sündhaft ist, so zu reden, möge mein Herr im Himmel mir verzeihen! — Aber wie ist es denn gekommen?"

Des Kaisers Stirn umwölkte sich noch mehr; es kostete ihn Ueberwindung, von dem tiefern Zusammenhange zu sprechen, da er sich nicht frei von aller Verantwortung für die neue unheilsvolle Zerwürfniß fühlte. Freilich war nur sein leicht gewonnenes Herz, sein Mitleid mit einem hart verfolgten Manne, einem Diener der

Kirche, Schuld gewesen. Er hatte dem Erzbischofe von Gran, welcher vor Matthias Corvinus aus Ungarn um vieler Ursachen willen entwichen war, schon früher Schutz gewährt, und ihm vor Kurzem, als Bernhard von Rohr, der Erzbischof von Salzburg, seine Würde niedergelegt und zu Graz in des Kaisers Hand die Nachfolge gelegt hatte, das Erzstift Salzburg verliehen. Nun war aber das Dom-Capitel, auf seine Rechte fußend, dagegen aufgetreten und hatte dem Erzbischofe seinen Schritt als ein Unrecht vorgestellt, das er widerrufen müsse, um bis an das Ende seiner Tage das ihm anvertraute Hirtenamt wahrzunehmen. Darin hatte besonders der Bischof von Seckau, Christoph von Trautmannsdorff, im frommen Eifer ihn bestärkt. Der Kaiser, von seiner Seite, war nicht Willens gewesen, den Mann, dem Er die Würde übertragen, fallen zu lassen, um so weniger, als Johannes Pekenschlager, so hieß der gewesene Erzbischof von Gran, große Verdienste um ihn hatte. Schon vor fünfzehn Jahren, als er, ein Bürgerssohn aus Breslau, noch Bischof von Erlau war, hatte er als Gesandter seines Königs den Frieden zwischen ihm und dem Kaiser durch die glücklichste Vermittlung hergestellt, hatte später, nachdem er aus Bitterkeit über viele Zurücksetzungen, die ihm geworden waren, sein Erzbisthum in Ungarn verlassen, dem Kaiser mit seinem Reichthum, besonders bei der Vermählung des Erzherzogs Maximilian

mit der Erbtochter von Burgund, vielfach zu Diensten gestanden und daher wohl gerechte Ansprüche auf des Kaisers Dankbarkeit. Seinetwegen war also eine Fehde entbrannt, da der Kaiser seinem Landeshauptmann in Steiermark Befehl gegeben hatte, den neuen Erzbischof nöthigenfalls mit Waffengewalt einzusetzen. In diese Wirren war nun das Ansuchen des Königs von Ungarn, im geheimen Einverständnisse mit den beiden bedrohten Kirchenfürsten, gekommen, seiner Heerschaar freien Durchzug zu gewähren, um einen Krieg mit Steiermark zu beginnen und der Kaiser hatte dasselbe, nichts Böses ahnend, gewährt. Gleichwohl fiel es ihm schwer, seiner Tochter, welche diese allgemeinen Verhältnisse wohl kannte, zu gestehen, daß er sich, in Betreff des Erzstifts Salzburg, gegen sein Wissen und Wollen in einen Streit verwickelt habe, welcher in seiner eignen, erst allmälig aufgeklärten Anschauung, keine feste Ueberzeugung von gutem Recht mehr aufrecht halte. Er berührte diesen Punkt aber doch, wie er gewohnt war, in Sorgen bei seiner Tochter Trost zu suchen, den er auch immer fand. Dann erzählte er ihr, daß die ungarischen Truppen, statt ohne Aufenthalt ihren Durchmarsch fortzusetzen, sich gleich Anfangs hier und dort unnöthig verweilt, immer mehr Verstärkungen an sich gezogen und jetzt, wie ihm der Landeshauptmann gemeldet, sich in die festen Burgen und Plätze der beiden Bischöfe geworfen, von wo

sie im Gebiete des Kaisers Gewaltthätigkeiten aller Art verübten. Jener Vorwand war also offenbar nur eine Arglist gewesen, um den Kaiser, welcher auf einen Krieg mit Ungarn nicht vorbereitet war, zu überraschen und gleich auf deutschem Grund und Boden festen Fuß zu fassen, wozu der Streit um Salzburg die erwünschte Gelegenheit bot. Der Kaiser konnte sich hier nur eines zu arglosen Vertrauens anklagen, aber er sprach sich mit erneutem Unwillen gegen seine Räthe aus, welche Alles vorausgesehen haben wollten und doch geschwiegen hatten. — „Aus allen denen," sprach er unmuthig, „die ich zu Ehren und Wohlstand erhoben, ist mir der wenigste Theil dankbar gewesen, und ich habe mit meinen Wohlthaten nichts anders erlangt, als daß ich aus treuen Leuten untreue gemacht habe. Selbst an meinem Caspar Schlick muß ich zweifeln."

„Thut das nicht!" bat Kunigunde. „Er ist Euch treu und was er thut, geschieht gewiß nur zu Eurem Besten."

„Dem Hager," fuhr der Kaiser fort, von seinen Gedanken befangen, daß er kaum hörte, was seine Tochter sprach, „dem alten Hager hab' ich wenig Gunst erwiesen, er hat mir oft herb und ehrlich gesagt, was ihm nicht gefiel und ich hätte ihn darum werth halten sollen. An seinem Kinde möcht' ich's gut machen, Kuni, und ich denke,

sie wird's auch gut haben." — Er konnte aber bei Nebengedanken nicht verweilen, wie lieb sie ihm auch waren, sondern lenkte wieder zu den ernsten Thatsachen. „Was der König an mir sucht," sprach er, „das ist nicht wegen des Erzbischofs, das ist ganz etwas Andres, das kann er nimmer vergessen und Du weißt es, Kuni."

Vor dem unendlich liebevollen Blicke, mit welchem er diese Worte begleitete, ging der jungen Fürstin das gepreßte Herz auf und sie küßte die Hand ihres Vaters. „O hättet Ihr doch gethan, was Euch viel schwere Heimsuchung und meinem armen Vaterlande unendliches Elend erspart hätte!" sagte sie schmerzlich.

„Dir aber Gram und Kummer gebracht!" rief der Kaiser. „Und denkst Du, ich hätte noch eine Freude in meinem Leben gehabt, wenn ich Dich dahin gegeben hätte, wo Du unglücklich geworden wärest? Sprich mir davon nicht! Es wär' auch dann nicht anders gekommen, denn er kann nicht Ruh' und Frieden halten und sich freuen an dem, was er hat. Wenn er auch den Erbfeind wieder nach Asien gejagt und ihm Konstantinopel, noch eh' er d'rin warm geworden, abgewonnen hätte, daß Er nun griechischer Kaiser wäre — glaubst Du, er wäre zufrieden? Er würde dann auch die Hand nach Meiner, des heiligen römischen Reiches, Krone strecken, um sie Beide wieder zu vereinigen, ein zweiter Konstantinus. Nein, mein herzig

Kind, da sei Gott für, daß ich Dich je geopfert hätte! Wenn Du einmal Einen so recht von Herzensgrund lieb hast, und wär's mein Feind, Kuni, dann sag' es mir — dann will ich Dir meinen Segen geben!"

Bebend neigte sich die Erzherzogin von Neuem auf die Hand ihres gütigen Vaters und küßte sie, keines Wortes mächtig, mit zitternden Lippen — er bemerkte wohl, daß sie bei seiner letzten Rede erblaßt war, doch ahnte er nicht, was in der Tiefe ihres Herzens vorging. Er küßte sie auf die bleiche Stirn und Beide schwiegen.

„Was gedenkt mein Herr Vater nun zu thun?" fragte Kunigunde nach einer Weile leise.

„Ich werde den Handschuh aufheben, den Er mir so trotzig hingeschleudert hat," sagte der Kaiser, auflodernd von dem wieder erwachenden Gefühl des erlittenen Unrechts. „Schmach den Fürsten des Reiches, wenn sie nicht einmüthig zu Mir stehen, wo es gilt, diesen Einbruch in Deutsches Land zu strafen! Selbst die mir übel wollen, müssen jetzt ihre Feindschaft vergessen — selbst Albrecht von Baiern!" Er hätte das Zucken wohl bemerken können, das bei diesem unerwarteten Namen um die Lippen seiner erschütterten Tochter bebte und mit aller Seelenkraft nicht gleich zu bemeistern war; aber ihn nahm das Bild, das vielleicht in glorreicher Herrlichkeit zum ersten Male vor seiner Seele aufging, das Bild einer Erhebung deutscher

Nation, einmüthig geschaart unter dem Kaiserlichen Panier, niederwerfend alle Feinde, ganz und gar gefangen und wehrte seinem Auge alle äußern Eindrücke ab.

„Einen wüßte ich wohl, meinen treusten Freund von den Fürsten Deutschlands," fuhr er fort, „Einen, der immerdar zum Kaiserhause gehalten hat, den untadeligsten Ritter in allen deutschen Gauen, wie sich Dein Bruder Max, so Gott will, in gleicher Weise bewähren wird, und wär' er nicht alt, daß er nicht mehr im Stande ist, den Streithengst zu besteigen, dem legt' ich mit Siegeshoffnung das Reichsschwert in die Hand. Albrecht ist er auch geheißen, aber Albrecht Achill!" Die Erzherzogin hatte sich während dieser Rede gefaßt und verstand nun wohl, daß er den alten Kurfürsten von Brandenburg meine, welcher dem Erzhause Oesterreich immerdar ein treuer Freund gewesen war, aber auch wenn er noch jung gewesen wäre und der Kaiser ihm, wie dessen wohl Keiner würdiger war, das Reichsschwert in die Hand gelegt hätte — wären denn Deutschlands Fürsten und Stämme einmüthig, wie der Kaiser jetzt in seltenem Vertrauen wähnte, auf den Ruf des Reichsoberhauptes gekommen? Die Tochter des Kaisers war noch sehr jung, aber ihr klarer Geist hatte die unseligen Verhältnisse schon zu sehr erkennen gelernt, um sich in schöne, aber vergebliche Hoffnungen zu wiegen. Dennoch widersprach sie ihnen nicht: sie wußte

ja, daß sich ihr Vater auch nur für einen Moment ihnen hingab.

„Für's Erste müssen Wir freilich auf Uns selbst stehen," nahm der Kaiser nach einem kurzen Sinnen seine Rede wieder auf. „Ich lasse dem Gotthard Starhemberg Befehl zugehen, als Landeshauptmann ob der Enns die Ritterschaft aufzubieten — in Steiermark wird sie die eigene Noth dazu treiben. So Gott will, eilt Dein Bruder Max, dem ich Botschaft sende, aus Brabant herbei, seine Erblande vertheidigen zu helfen. — Ich denke, den Lienhard an ihn zu senden, der wird, hoffe ich, schnell sein."

„Sendet einen Andern," rieth die Erzherzogin. „Er ist leicht fahrlässig, wenn es Anstrengung kostet."

„Du urtheilst immer hart über den armen Buben!" sagte der Kaiser. „Ich denke mir, weil er Dir die Hetti, Deinen Liebling, rauben will. Aber wenn Du meinst, send' ich einen Andern. — Es giebt einen bösen Krieg," setzte er mit einem Seufzer hinzu. „Ich möcht' ihn gern vermeiden — aber kann ich es? Soll ich den Nothschrei meiner Unterthanen nicht hören, den Feind durch Anerbietungen und neue Opfer beruhigen, die ihn nur noch unersättlicher machen? Ich kann es nicht. Es wäre wider Gott und meine Ehre."

„Ihr könnt es nicht!" rief Kunigunde. „Wenn denn

aber Krieg sein muß, so fangt ihn mit Gott sogleich mit voller Gewalt an. Bietet die gesammte lehnspflichtige Ritterschaft auf, das Hofgesind von Vorder-Oesterreich, der Adel von Tirol wird Euch zuziehen, wenn Ihr meinen Herrn Oheim Siegmund darum ersucht; Ihr habt wackere Hauptleute, die Euch anderes Volk werben, den alten Stahremberg, Rüdiger, die Gebrüder Walsee, den Bernhard von Scharffenberg, Geschütz geben die Städte. So schlagt Ihr mit einem ersten gewaltigen Streich den Feind zu Boden und nehmt ihm das Gelüst, den ungerechten Krieg weiter zu führen!"

„Wahrlich, Du bist ein geborner Feldhauptmann, Kuni!" rief der Kaiser lächelnd über ihren Eifer. „Wenn Du, das fürstliche Fräulein von Habsburg, mein Panier aufwürfest, so würde wohl Keiner, der Sporen trägt, dahinten bleiben. Aber ich muß Dich in Sicherheit wissen — und das wollte ich Dir auch sagen, mein Lieb, — wenn der Krieg schlimm wird und Gott uns Unglücksfälle sendet, so hab' ich mir schon eine Freistatt für Dich ausgedacht."

„Meine Freistatt ist bei meinem Herrn Vater!" sagte die Erzherzogin, über diese Aeußerung betroffen. „Wo könnte ich sicherer sein? Schickt mich nicht von Eurer Seite hinweg!"

„Du herzig Kind!" erwiederte der Kaiser gerührt. „Aber es kann doch kommen, daß Gott unsern Feinden

Macht giebt, in das Feldlager kannst Du mich nicht begleiten, zu Neustadt möcht' ich Dich nicht lassen, was einem Anfall ausgesetzt ist — in Wien noch minder, denn ich traue nicht fest auf die Standhaftigkeit der Bürger, wenn der Feind an die Thore klopfen und harte Noth ihnen zusetzen sollte."

„Da thut Ihr den Wienern gewiß Unrecht," sagte Kunigunde.

„Kann sein und ich will dann gern Unrecht haben," entgegnete der Kaiser. „Aber die reichen Leute sind wunderlich und setzen Hab' und Gut nicht freudig in Gefahr. Hier bist Du nicht sicher. Ich weiß schon eine bessere Burg für Dich, als diese hier — das ist ein ganzes Land, von Felsen beschützt und noch mehr von seinem tapfern Volke und der Burgherr im Lande ist unser treuer und lieber Vetter!"

„Tirol!" rief die Erzherzogin und setzte gleich dringend hinzu: „Laßt mich bei Euch bleiben."

„So lange es nicht sein muß, werde ich mich ja doch von Dir nicht trennen!" erwiederte der Vater. „Aber wenn es nicht mehr möglich ist, Dich bei mir zu behalten, dann bist Du in Tirol bei meinem Vetter Siegmund am sichersten aufgehoben. Du kennst ja das schöne Innsbruck schon und liebst das ganze Land, hast mir selbst gesagt, daß Du dort so glücklich gewesen bist —"

Eine liebliche Röthe verklärte für einen Moment das schöne Antlitz der Erzherzogin und setzte sie selbst in eine gewisse Verlegenheit. — „Das Land hat mir sehr gefallen" — sagte sie — „und mein Herr Oheim, wie die Frau Katharina, haben mich so gütig aufgenommen, aber — ich möchte doch lieber an meines Vaters Seite selbst die Gefahren des Feldlagers theilen. Darum bitte ich Eure Majestät."

„Du bist eine hartnäckige Bittstellerin, Kuni," sprach der Kaiser gütig. „Geduldet Euch, wie die Zeit Alles bringen wird. Das sei Eurer Liebden Bescheid," schloß er mit einer scherzhaften Antwort.

Wer Kaiser Friedrich den Dritten in diesem innigen Verkehr mit seiner Tochter gesehen hätte, der würde ihn nach dem Bilde, das er sich von ihm aus dem öffentlichen Auftreten gemacht, nicht wieder erkannt haben. Es waren auch nur allzu rasch vorübergehende Momente, in welchen er seinem Herzen Genüge thun konnte. Bald genug nahmen ihn die Sorgen seiner Krone wieder in Anspruch und er beneidete, durch den erhaltenen Brief wieder an Einen seiner getreuesten Anhänger erinnert, dessen Werth er nicht immer ganz erkannt hatte, den glücklichen Hager von Altensteig, welcher in Frieden, mit den Seinigen vereint, leben konnte.

Die unruhige Bewegung, die sich am frühen Morgen in der kaiserlichen Burg kund gegeben hatte, war um die

Mittagszeit einigermaßen wieder beschwichtigt, man wußte, woran man war, die Nachrichten, welche die kaiserlichen Räthe zu ungewohnter Stunde um die Person des Monarchen vereinigt hatte, waren nicht verschwiegen geblieben, man legte ihnen aber, nun man ihren Inhalt kannte, die Wichtigkeit nicht mehr bei, die man Anfangs in unbestimmten und abenteuerlichen Gerüchten über sie gesucht hatte. An Fehden war man gewöhnt, Friede herrschte im Lande doch nicht, wenn auch kein Feind von Außen her drohte. Es war vielleicht recht gut, wenn die Störenfriede, vor deren Gewaltthaten kein Stand, selbst nicht der kaiserliche Hofdienst und das geistliche Ordenskleid schützte, durch einen wirklichen Krieg von ihren Raubnestern an die Grenze gerufen wurden; freilich war es immer die Frage, ob sie auch dem Rufe gehorchten, denn wenn sie nicht Lust hatten, wer wollte sie zwingen? Traurige Zustände! Sie hatten sich aber im Laufe böser Zeiten dergestalt eingelebt, daß es Niemand mehr anders kannte und wohl nur Wenige hofften, es könne einst besser werden. Darum hielt man eben einen Krieg mit einem auswärtigen Feinde noch nicht für das Schlimmste. Im Laufe des Tages beruhigte sich denn auch Alles und kehrte in das gewohnte Geleise des Lebens zurück.

Selbst die Erzherzogin gestattete Abends wieder die Aufwartung in ihren Gemächern. In den Mittagsstunden

von zwölf bis zwei Uhr, wo es sonst auch nach der herrschenden Sitte erlaubt war, im Zimmer der Damen Besuche zu machen, hatte sie heut Niemand vorgelassen. Nun aber, zur angenommenen Zeit, zwischen sechs und acht Uhr, standen die Pforten wieder den Cavalieren offen. Diese Stunden des Tages waren an den Fürstenhöfen für die Fräulein, welche dort, feine Sitten und Handarbeiten zu erlernen, immer zahlreich waren, die Lichtpunkte eines sonst freudenarmen Daseins. Sie lebten in fast klösterlicher Einsamkeit unter der strengsten Zucht der Hofmeisterin, ohne deren Erlaubniß sie keinen Brief annehmen, selbst Verwandte nur im Beisein der Oberin sprechen durften; von Ausgehen war gar keine Rede, nur Auserwählte begleiteten zuweilen die Fürstin, wenn diese einer Jagd zu Pferde beiwohnte; der Neid ihrer Genossinnen verfolgte sie dann. Musik trieben sie selten, Lectüre kannte man nicht, dafür gab es Zwerge und Possenreißerinnen, welche die Hoffräulein zuweilen, wenn sie im Kreise mit ihren Handarbeiten saßen, belustigten. Denn, wie Zwerge zu einer vollkommenen Dienerschaft gehörten, und die Fürsten jener Zeit sich Hofnarren hielten, deren Einfälle ihnen die Unterhaltung würzten, so fand sich auch in der Umgebung mancher fürstlichen Frau eines jener unglücklichen weiblichen Geschöpfe, deren körperliche Mißgestalt sie zu geistiger Schärfe und Bitterkeit geführt hat, die sich des Spottes

und schneidender Satire zur Waffe bedient. Kunigunde von Oesterreich hätte jedoch kein solches Wesen um sich geduldet. Sie hatte einen zahlreichen Hofstaat, wie es der Würde einer kaiserlichen Prinzessin geziemte; der Kaiser, wie viele Rücksichten er auch sonst auf Sparsamkeit nehmen mußte, da die Quellen der fürstlichen Einkünfte überhaupt damals nicht reichlich flossen, kannte doch in Bezug auf seine geliebte Tochter keine Grenzen der Freigebigkeit, als welche sie ihm selbst setzte, wenn sie nur irgend eine gütige Absicht von ihm erfuhr, wo sie dieselbe noch hintertreiben konnte. Ein Kranz von jungen, blühenden Mädchen aus Oesterreichs und Steiermarks edelsten Geschlechtern, die zum großen Theil noch heut ihres Landes Stolz sind, war um die Erzherzogin versammelt, welche, nicht viel älter als die meisten unter ihnen, nach Kräften die Strenge der Frau Hofmeisterin gegen sie zu mildern suchte, wenn sie auch die allgemeinen Gesetze, welche die Sitte der Zeit vorschrieb, nicht ändern konnte.

Auch heut, als die ersehnte Stunde heranrückte, in welcher der Besuch adliger Herren frei stand, saßen sie in einem weiten Kreise im Saale, und die Erzherzogin unter ihnen auf einem etwas erhöhten und mit kunstreichem Schnitzwerk verzierten Sessel. Ihre Gegenwart war nöthig, wenn der Besuch überhaupt gestattet sein sollte, auch der Hofmeister und die Hofmeisterin mußten zugegen

sein. Die Mädchen arbeiteten fleißig und plauderten, wenn gleich nur mit halber Stimme, noch fleißiger. Man konnte nicht leicht ein bunteres Gemisch von Beschäftigung sehen. Während Einige die reichsten Stickereien in Gold und Silber, nach Modelltüchern, im italienischen Geschmack, welcher damals tonangebend war, Andere Perlenarbeiten oder Kränze fertigten — Kränze selbst für Männer, wie sie bei feierlichen Gelegenheiten getragen wurden, wieder Andere sich mit weißer feiner Nähterei von Brusthemdchen und Tüchern beschäftigten oder die reizenden Häubchen von Silber- und Goldstoff, welche damals auch unter den höhern Ständen des Donaulandes getragen wurden, wie sie jetzt leider selbst unter den Bürgerfrauen verschwinden, mit Schlingen und gestickten Bändern zierten, waren Manche eifrig dabei, ganz gewöhnliche Leibwäsche von derber Leinwand zuzuschneiden und zu nähen.

Allmälig fanden sich jetzt die erwarteten Gäste, alt und jung, ein, bezeigten der Kaisertochter ihre Ehrfurcht und standen dann einzeln oder in Gruppen, um sich mit den Damen zu unterhalten. Diese mußten sitzen, stehend mit einem Herrn zu sprechen oder gar längere Unterhaltung zu pflegen, galt für unanständig. Ziemlich spät erschien auch Lienhard Wolffenegg. Er sah, wie es schien, vom weiten Ritte, den er gestern zurückgelegt hatte, noch etwas schmachtend aus, hatte sich aber höchst geschmackvoll

gekleidet und zog dadurch selbst die Aufmerksamkeit der Erzherzogin auf sich.

„Da ist Euer Vetter, Herr Dietrich," sprach sie zu dem starken, ebenfalls reich gekleideten Manne, welcher neben ihr stand und sie schon eine geraume Weile unterhalten hatte.

Dietrich blickte hin, griff mit der Hand in seinen krausen, rothen Bart und sagte: „Wahrlich, da ist er! Euer Gnaden denken wohl schon an eine hübsche Morgengabe?"

Die Erzherzogin überhörte den Ton nicht, in welchem diese Worte gesprochen wurden, sie fand die Erklärung und auch wohl eine Art Rechtfertigung dafür, denn sie wußte, daß auch Dietrich Wolffenegg seine Huldigung ihrer Hedwig gewidmet hatte und nun wohl gereizt war, gegen seinen Vetter zurückgesetzt zu sein. Sie gab daher auf seine Aeußerung nur eine leichte, zum Scherz einlenkende Antwort und nahm Lienhard's Aufwartung an, welche dieser ihr mit so vollendeter Feinheit in Haltung und Worten machte, daß die Damen, die ihn schon längst für den ersten und schönsten jungen Mann des Hofes erklärt und, wie wir wissen, nicht wenig eitel gemacht hatten, kein Auge von ihm verwandten, während die Erzherzogin mit ihm sprach.

Dietrich, sein Vetter, war unterdessen zurückgetreten und bewies der Frau Hofmeisterin seine Aufmerksamkeit,

welche es daher um so mißfälliger aufnahm, daß Lienhard in seiner gewohnten Rücksichtslosigkeit sich um sie, welche doch nach der Tochter des Kaisers die Hauptperson in diesem Kreise war, gar nicht kümmerte, sondern, nachdem er sich, von der Erzherzogin entlassen, tief verneigt, die braunen, glänzenden Locken, welche ihm über die Schläfe gefallen waren, mit leichtem Schwunge der Hand zurückwarf, daß ein Strom sanften Wohlgeruchs ihnen enthauchte und sich dann, ohne irgend ein Rangverhältniß zu beachten, zu irgend einem der jüngsten und unbedeutendsten Hoffräulein begab, um mit ihr ziemlich laut seinen nicht eben schonenden Bemerkungen, über Verhältnisse und Dinge, die hoch über ihm lagen, Luft zu machen. Er blickte dabei zuweilen nach seinem Vetter Diez, den er, soviel er sich erinnern konnte, nur selten im Damenzimmer und noch niemals in solcher Pracht gesehen hatte. Wenn er daran dachte, wie er gestern, gleich einem Stoßvogel, auf ihn dahergeschossen war, im groben, weiten Reiterrock, einen tief gehenden Gugelhut bis auf die Nase gezogen, den er nur in die Höhe schob, als er zu seinem Verdrusse erkannte, daß er Nichts gefangen habe, als seinen eigenen Vetter, so mußte Lienhard heimlich lachen und der rothe Diez, dessen kleine graue Augen ihn selten verließen, mochte es wohl bemerken. Er kam auch sehr bald zu ihm her und sagte mit seiner trockenen Stimme: „Dir lacht

das Herz im Leibe, wie ich seh'. Laß Dir's gut bekommen. — Ich hab' einen Brief für Dich."

„Von wem?" fragte Lienhard, ohne viel Neugier zu verrathen. „Warum ist er an Dich gekommen?"

„Weil der Bote aus Steiermark von Dir nichts weiß und nur mich als den echten Wolffenegger kennt!" erwiederte Diez. „Ein Brief von Deinem Vater — ich meine Herrn Veit. Hol' ihn Dir morgen ab."

Lienhard nickte. — „Die Erzherzogin will Dich noch sprechen, ehe Du fortgehst," sagte Dietrich und verließ ihn. Ohne zu säumen, ging Lienhard über den Saal hinüber, grade auf den erhöhten Sessel der Erzherzogin zu, was die Hofmeisterin wiederum höchst mißfällig bemerkte. Sie wandte sich deshalb an den Hofmeister, welchem Lienhard, wie alle übrigen jungen Herrn aus der Umgebung des Kaisers, zu gehorchen hatte, und forderte ihn auf, den übermüthigen Knaben in seine Schranken zurückzuweisen, was ihr auch feierlich gelobt wurde.

Die Erzherzogin hatte Lienhard nicht sogleich im Beisein Aller, sondern gelegentlich, ehe er sich mit den Andern empfahl, sprechen wollen, weil sie eine Frage, nicht grade vor vielen Zeugen, an ihn zu richten hatte. Da er sich indessen mit einer Sicherheit, die auch ihr allzudreist erschien, ohne Säumen ihr nahte und die Aufmerksamkeit der Gesellschaft in vielen Gruppen, während Erfrischungen

herumgereicht wurden, zerstreut war, so beschloß sie, die Frage, die ihr auf dem Herzen lag, sogleich zu thun.

„Ihr habt meinem Vater gesagt, Junker Wolffenegg," begann sie, „daß Ihr Euch mit dem Fräulein von Altensteig verlobt habt?"

Diese grade Frage, welche kein Ausweichen zuließ, setzte Lienhard in große Verlegenheit. Sollte er zurückziehen, der Fürstin gestehen, daß er nur eine Hoffnung hege, die er durch seine absichtlichen Andeutungen aller Welt schon als eine Gewißheit verkündet habe? Sollte er ein solches demüthigendes Geständniß ablegen? Dazu gehörte mehr Selbstüberwindung, als der im Sonnenschein des Glückes erwachsene Jüngling besaß! Auf der andern Seite besaß er aber doch zu viel Ehrgefühl, um gradezu eine Lüge zu sagen. Er versuchte es also noch einmal, die Wahrheit, ohne sie über den Haufen zu werfen, gewandt zu umgehen.

„Eure Gnaden haben, als Herrin des Fräuleins von Altensteig, noch keine Zustimmung zu dem Schritt ertheilt," sagte er, sich tief verneigend. „Es wäre daher wohl unmöglich, von einer Verlobung zu sprechen und des Kaisers Majestät hat auch gewiß nicht das unter meinen Worten verstanden."

Vor dem klaren Auge der Erzherzogin, zu welcher Lienhard fest aufzublicken versuchte, konnte aber seine dreiste

Stirn nicht bestehen. — „Nun, so will ich meine Frage anders stellen,“ sprach sie, noch immer mit ihrer ruhigen Freundlichkeit. „Ihr besitzt die Neigung meiner Hedwig?“

Er fühlte, daß ihm die Glut in die Wangen stieg. „Ich hoffe es,“ sagte er.

Kein Zeuge lauschte in diesem Moment in unmittelbarer Nähe auf das Gespräch, die Damen waren selbst in der Unterhaltung begriffen, nur die Hofmeisterin, welche, wenig entfernt, neben der Erzherzogin saß, hätte ein Wort vernehmen können. Aber die junge Fürstin mußte Gewißheit haben und schonte Lienhard nicht mehr.

„Ihr hofft es?“ fragte sie nun mit ernstem Tone. Seid Ihr es nicht fest überzeugt? Ihr müßt das sein, denn wär't Ihr es nicht und rühmtet Euch der Zuneigung einer Jungfrau — — Wie, Junker Wolffenegg?“

Er erblaßte jetzt, biß sich in die Lippe und das Lächeln, mit welchem er sein Auge zwang, dem Blicke der Erzherzogin zu begegnen, diente eher dazu, die Meinung, die sie bereits gefaßt hatte, zu bestätigen.

„Ihr seid unverbesserlich!“ sagte sie mit einer Strenge, welche man in diesem holden Antlitz nimmer gesucht hätte. „Nur ein großes Unglück könnte Euch adeln!“ Sie machte ihm eine entlassende Handbewegung und in demselben Momente erhob sich auch die Hofmeisterin mit einer tiefen Verneigung gegen die Erzherzogin. Die Zeit war ver-

ronnen, welche für den Besuch im Damengemach gestattet war, die Fürstin gab das gewährende Zeichen und gleich darauf, nachdem der Hofmeister einen der aufwartenden Edelknaben hinaus geschickt hatte, erklangen draußen die drei Schläge, durch welche der Kämmerer den Herren im Zimmer verkündigte, daß sie sich zurückzuziehen hätten.

Siebentes Capitel.

Der Wetterstrahl.

Dem Wanderer, welcher lange Zeit in blühenden Thälern geschweift, wo nur liebliche Bilder sein Auge entzückten, Sommerlüfte schmeichlerisch seine Schläfe fächelten und seine Seele in süßes Behagen gewiegt wurde, ist es ein widerwärtiges Gefühl, wenn er plötzlich bei einer Wendung seines Pfades von einem kalten, schneidenden Zugwinde erfaßt wird und sich aus dem freundlichen Gefilde in eine starre Klippenwelt versetzt sieht, wo er nicht mehr in träumerischer Stimmung achtlosen Fußes wandeln kann, sondern sich wahren muß vor Abgründen und rüsten zum Kampfe gegen unbekannte Gefahren, mit welchen ihn die Wildniß, die ihm ganz fremd ist, bedroht.

Lienhard, der in seinem Leben bisher auch nur Freundliches erfahren, vielleicht noch nie ein rauhes Wort gehört hatte, war in eine Aufregung durch die ihm widerfahrene Behandlung der Erzherzogin versetzt worden, die ihn eine Zeitlang ganz unfähig machte, einen klaren Gedanken zu fassen. Nicht seine Eitelkeit allein war verletzt worden, sie hatte ihn auch beleidigt, ja, seine Ehre gekränkt! In leidenschaftlicher Verblendung warf er auf die junge Fürstin, welche ihm bisher ein ideales Götterbild, würdig der Anbetung, gewesen war, seinen bittern Haß; tausend wahnsinnige Pläne, wie er sich für die erlittene Schmach an ihr rächen solle, jagten sich in seinem Hirne und wie scheues Nachtgeflügel konnte er doch keinen von ihnen fassen und festhalten — er hätte persönlich ihr seinen heißen Groll in's Angesicht schleudern, sie in's Unglück stürzen, ihren Feinden verrathen können! Er erhitzte seine Phantasie mit Anschlägen, sie dem Manne, den sie durch Verwerfung seiner Hand unversöhnlich beleidigt, zu überantworten — ja, wie ein grimmiger Hohn, fiel ihm das alberne Gerede ein, daß ein Müssiggänger am Hofe einst, wie einen guten Witz, in Umlauf gesetzt hatte: die schöne Erzherzogin, der kein Freier genehm sei, werde für den Großsultan aufgehoben, den man mit sammt seinem türkischen Volke durch sie zum Christenthum zu bekehren hoffe. — Dies Gerede ist in der That bei Kaiser Friedrich's Lebzeiten nach dem

Zeugniß alter Schriften geführt worden, denn es giebt nichts so Albernes, das nicht in der Welt hier und da Glauben fände. — Erst am andern Morgen, als die Herbstsonne mit ihren hellen Strahlen in Lienhard's Gemach blickte, kam er aus den wüsten Fieberbildern seines aufgereizten Zustandes ein wenig zur Besinnung und rief sich zurück, wie er sich bei dem ganzen Verhör der Erzherzogin und besonders nach ihrer letzten Aeußerung benommen hatte. Es überlief ihn heiß dabei, denn er mußte sich sagen, daß er nicht viel anders vor ihr gestanden habe, als wie ein gescholtener Knabe. Gut zu machen war das kaum mehr, aber er durfte es doch nicht so zahm hinnehmen und — großartig, wie der Gedanke war, — er gedachte, einen geistigen Kampf mit dieser, wegen ihres Scharfsinns und ihrer Bildung hochgepriesenen Kaisertochter aufzunehmen! War sie des zärtlichen Vaters Liebling — um so höher die Ehre!

Spät erst riß sich Lienhard aus dem Gewirr formloser Gedanken, das von Neuem in ihm zu kreuzen begann, noch später fiel ihm ein, daß sein Vetter Dietrich einen Brief aus Steiermark für ihn habe, den er abholen solle. Dabei gedachte er auch, wie sein Gedächtniß heut zu einer ihm sonst ungewöhnlichen Schärfe gereizt schien, der schnöden Rede, mit welcher Diez seine Eröffnung begleitet hatte: „Der Bote aus Steiermark kenne nur ihn als den echten

Wolffenegger." Wohlan, er wollte dem rothen Diez, wenn er auch so alt war, daß er sein Vater sein konnte, beweisen, daß er nicht länger die Begegnung, als sei er noch ein Knabe, dulde, und daß er ein eben so echter Wolffenegger sei, als er. Mit diesem Vorsatz warf er sein schönes Wehrgehenk, von Damenhand gestickt, über, steckte das leichte Schwert hinein, mit welchem er, von einem geschickten Fechtmeister unterrichtet, vortrefflich umzugehen verstand und suchte die Wohnung seines Vetters auf, welche in der Nähe des Hohenmarkts, in einer der kleinen Gassen, lag, die von dort nach der uralten Kirche Maria Stiegen führen. Dietrich war selten zu Hause, wenn er in Wien war; heut aber schien er auf seinen jungen Verwandten gewartet zu haben, denn er empfing ihn mit einer Bemerkung, welche zugleich das ohnehin gereizte Blut Lienhard's in noch ungestümere Wallung setzte. Er lag lang ausgestreckt auf einem Cavalett, das mit einer Decke versehen, ihm zugleich als Bett und Sitz, manchmal auch als Tisch diente; bei Lienhard's Eintritt sprang er auf und rief: „Nun kommst Du endlich? Ein wahrer Sohn, der von seinem Vater nichts wissen will."

„Du hast mich nicht zur Rede zu stellen!" erwiederte Lienhard. „Ich thue, was ich will, und duld' es nicht von Dir, daß Du mich schulmeisterst!" — Er blickte dabei

den Vetter so flammenden Blickes an, daß dieser in Erstaunen gerieth.

„Schau, schau!“ sagte er kalt. „Und wenn ich's für nöthig finde, wie will mir's der Junker wehren?“

Lienhard legte, ohne ein Wort zu erwiedern, die Hand an den zierlichen Griff seines Degens. Da lachte Diez, was den Jüngling zur ungezügelten Leidenschaft hinriß: er zückte die Klinge, aber Dietrich hielt ihm den Arm fest. „Laß stecken!“ sagte er in ganz verändertem Tone. „Sprichst Du so, dann werd' ich mich nicht lumpen lassen. Hier, sei vernünftig! Nimm erst den Brief — Dein Vater will sterben.“

Von dieser unerwarteten Mittheilung erschreckt, stieß Lienhard das halbgezückte Schwert in die Scheide zurück und griff, ganz blaß geworden, nach dem Schreiben, das Dietrich neben sich liegen gehabt und ihm hinreichte. Er fragte nicht, woher sein Vetter die Nachricht hatte, er las nur mit Anstrengung die krause Mönchsschrift, welche ihm verkündigte, daß Herr Veit von Wolffenegg schwer krank darnieder liege und sein Stündlein täglich erwarte, aber nicht eher sterben könne, bis er seinen Sohn noch gesehen, daher sein Beichtiger, Pater Medard, demselben hiermit die traurige Botschaft melde und ihn inständig bitte, sich flugs aufzumachen und sonder Verzug heimzukommen, wenn er Herrn Veit, der ihm noch viel zu sagen habe und

unter inbrünstigen Seufzen seinen Namen wohl hundert Mal täglich rufe, noch am Leben treffen wolle.

Hier war keine Minute zu versäumen! Lienhard dachte in diesem Augenblicke nicht daran, daß das große Unglück, welches die Erzherzogin für sein Heil angesehen, schon vor der Thüre sei, er dachte nur an seinen sterbenden Vater, der ihm von zartester Jugend viel Liebes erwiesen, und nicht vom Leben scheiden konnte, ohne ihn nochmals gesehen zu haben und sein Entschluß war gefaßt, sofort die Reise nach Steiermark anzutreten. Alles Uebrige war ihm aus den Gedanken verschwunden. Er reichte Diez die Hand, bat ihn hastig, dem Kaiser zu melden, warum er Wien verlasse, ohne sich Urlaub zu erbitten und eilte nach der Burg zurück, um seine Pferde, welche kaum ausgeruht hatten, von Neuem rüsten zu lassen. Der Knecht hatte unterdessen den Boten aus der Heimath, den er kannte, getroffen und von ihm Alles erfahren; er hatte, als ein kluger Diener, schon einige Vorkehr getroffen, da er sich wohl dachte, daß sein Herr schleunigst reiten werde; das Nöthigste, was auf so weite Reise mitgenommen werden mußte, war schon wieder gepackt und brauchte, mit dem Sattel, den Pferden, die bereits ihr Wegfutter fraßen, nur aufgelegt zu werden. So bedurfte es nach Lienhard's Ankunft nur kurzer Zeit, ehe er aufbrechen konnte. Dietrich, welcher, seitdem ihm der „Bube“ die Zähne gezeigt, mehr

Antheil für ihn gewonnen zu haben schien, kam auch noch und ging gleich nach dem Stall, wo er aber nur den Knecht fand, einen alten Heergesellen, mit dem er von früher auf ziemlich vertrautem Fuße stand.

„Du hast mir versprochen, Claus!" sagte er zu ihm, indem er ihn auf die Schulter schlug.

„Sorgt nicht, Herr Diez, ich habe meine Augen und Ohren!" erwiederte der Knecht.

„Glaubst Du, daß er dem Pater Medard gebeichtet hat?"

„Nein, gestrenger Herr, das glaub' ich nicht. Wenn er Einem beichtet, so ist es —" er zeigte mit dem verkehrten Daumen nach der offenen Stallthüre, nach welcher Dietrich während des Gesprächs unverwandt blickte.

„Schon recht! Nun, mach' Deine Sach' gut, Claus." Ohne ein erneutes Versprechen abzuwarten, ging Dietrich seinem Vetter entgegen, welcher, zur Reise vollkommen gerüstet, in der Stallthüre erschien und dem Knechte, welcher unterdessen aufgezäumt hatte, den Befehl zurief, die Pferde herauszuführen. Er war erkenntlich, daß Dietrich noch einmal gekommen sei, nahm Abschied von ihm und dankte ihm für die guten Wünsche, welche er ihm auf den Weg gab. Dann ritt er langsam aus, bis er die langen Straßen hinter sich hatte und er nun, aus dem Thore gelassen, seinem Drange zu schnellerm Fortkommen nachgeben konnte.

Der Kaiser hörte mit Verwunderung, als er Junker Wolffenegg im Laufe des Tages vermißte, daß derselbe, ohne vom Hofmeister die nöthige Erlaubniß nachzusuchen, mit gepackten Pferden, wie zu einer neuen Reise, ausgeritten sei. Die Erklärung, welche ihm Lienhard's Vetter hätte geben können, blieb aus, aber der Kaiser wußte selbst eine solche zu finden und äußerte gegen seine Tochter, daß der arme Knabe, von Liebessehnsucht gequält, es nicht länger als einen Tag fern von seiner Braut habe aushalten können, sondern wie ein Gefangener ausgebrochen sei, um wieder zu ihr zu eilen. Es werde daher wohl das Beste sein, auch das Bräutchen baldigst wieder zu holen und der Sache schnell ein fröhliches Ende zu machen.

Die Erzherzogin hatte ihre Gründe anderer Meinung zu sein, doch wollte sie hinter Lienhard's Rücken das gute Vertrauen, welches ihr Vater zu ihm hegte, nicht stören. Sie selbst kannte ihn übrigens, wie auch Hedwig ihn kannte und was sie gestern zu ihm gesagt hatte, war ihre aufrichtige Herzensmeinung. Es war ihm bis jetzt zu wohl ergangen, er mußte durch den Ernst des Lebens aus dem unmännlichen Wesen, in welchem sein besseres Selbst endlich unterzugehen drohte, aufgeschreckt und zu Thaten der Ehre gezwungen werden. Hätte sie gewußt, was ihm bereits geschehen war, sie würde milder über ihn gedacht haben; aber sie erfuhr nichts davon, denn Lienhard's Vetter hielt

es nicht für nöthig, die Entschuldigung, welche ihm aufgetragen war, auch nur an den Kämmerer oder einen der andern Herren vom Hofe zu bestellen, so daß der Kaiser ganz in Ungewißheit blieb, was diesen eigenmächtigen Verstoß gegen alle Zucht und Sitte wirklich verursacht habe. Der gütige Monarch war gewiß der Einzige, der ihn dafür nicht verurtheilte. Er hatte übrigens keine Zeit, sich länger als einen Augenblick mit seinem landflüchtigen Junker zu beschäftigen, da ihn wichtigere Dinge ganz in Anspruch nahmen. Lienhard war dann nach zwei Tagen vergessen.

Der Ritt, welchen er unternommen hatte, wurde von ihm mit einer fieberhaften Hast ausgeführt, so daß ihn sein Knecht mit großer Verwunderung beobachtete. Wie gemächlich war er jüngst geritten, als er vom Kaiser die Erlaubniß erhalten hatte, die Botschaft des Fräuleins von Altenstein nach ihrer Heimath zu bringen — seine Liebe zum alten Vater mußte also doch heißer sein, als die zu dem schönen Fräulein, daß er jetzt so hart auftreten ließ und starke Tagereisen, fast über die Kräfte der Rosse, zurücklegte! Freilich handelte es sich jetzt um Leben und Tod — indessen hatte der alte Claus zuweilen Ursach' gehabt, an der kindlichen Zuneigung seines Herrn zu seinem Vater zu zweifeln, was ihm um so tadelnswerther erschienen war, als Herr Veit den Junker mit einer fast abgöttischen Zärtlichkeit liebte. Nun schien es endlich auch bei diesem durch-

geschlagen zu sein. Claus glaubte wenigstens gesehen zu haben, daß er, sobald sie das Kärnthner Thor im Rücken gehabt und kein Mensch ihnen mehr auf der Landstraße begegnet sei, für sich still geweint habe. Das war dem Knecht, der es hinter dem Rücken seines Herrn mit dessen nicht eben freundlich gesinnten Vetter hielt, doch etwas zu Herzen gegangen.

Im Lande, das Beide auf ihrer eiligen Wegfahrt durchzogen, sah es unruhig aus. Die Gerüchte von einem neuen Kriege mit den Ungarn, an deren Verherungen noch Alles mit Schrecken dachte, hatten sich schon überall verbreitet; in den Städten, auf den Schlössern, wo Lienhard Herberge nahm, bereitete sich Alles darauf vor, man wollte von ihm, der die kaiserlichen Farben trug, Neues hören und hielt sein Schweigen für das schlimmste Zeichen. Er achtete nur wenig auf das, was um ihn her geschah, die Reize des herrlichen Landes, welche ihn sonst bei jedem Wiedersehen von Neuem entzückt und aus seiner höfisch gesättigten Stimmung gerissen hatten, ließen ihn heut kalt und machten ihn eher ungeduldig, von all' diesen Bergmassen, diesen viel gewundenen Thälern mit ihren rauschenden Bächen, in seinem raschen Fortkommen gehindert zu sein. War denn wirklich die kindliche Liebe, die er bei ernster Selbstprüfung kaum in seinem Innern gefunden

hätte, jetzt von der mahnenden Hand des Todes zu einem angsthaften Bewußtsein erweckt.

Endlich, nachdem er bei Brust auf das andere Ufer der Mur gelangt war, stieg vor ihm der graue Fels auf, den die wohlbekannten Mauern krönten. Er athmete schwer und bang, als er die Höhe gewonnen hatte und der finstere Eingang zur Feste sich vor ihm öffnete. Sein Vater lebte noch! Er sprang vom Rosse, er hätte den Thorwart in der Freude seines Herzens, wie einen Verkünder des Heils, segnen mögen — da kam ihm ein Ordensgeistlicher entgegen, er kannte ihn wohl, es war Pater Medardus, welcher ihn selbst in seiner Knabenzeit unterrichtet hatte, wenn er aus seinem Kloster herauf kam, oder Lienhard ihn dort mit demselben Knecht besuchte, der ihn jetzt begleitete und schon als Kind unter seiner Aufsicht gehabt hatte. Pater Medard war auch in der Heilkunde wohl erfahren und hatte Lienhard, der in jüngeren Jahren gar zart und kränklich gewesen, vielleicht von einem frühen Hinsiechen gerettet, was ihm bei dem Vater großes Ansehen verschafft hatte. Er kam eben von dessen Lager und wußte dem ängstlich fragenden Sohne nur eine sehr unsichere Vertröstung zu geben.

„Vielleicht, daß Euer Anblick eine wohlthätige Wendung schafft!“ sagte der würdige Priester, aber er hatte wohl eine andere Wendung im Sinne, welche er wohlthätig

nannte: die Erlösung von irdischen Leiden! Denn es war traurig gewesen, mit anzusehen, wie der Kranke sich in unaussprechlicher Sehnsucht nach seinem Sohne verzehrte und ihm offenbar etwas schwer auf der Seele lag, das er erst abwälzen mußte, ehe er in Frieden sterben konnte. Der Claus hatte seinen alten Herrn wohl gekannt, als er behauptete, daß er dem frommen Diener des Herrn nicht beichten werde: Veit von Wolffenegg war immer ein Kirchenverächter gewesen' und es hieß, er habe auf seinen weiten Heerfahrten, die er in jungen wie in alten Tagen oft ganz allein unternommen hatte, sogar mit den Taboriten Gemeinschaft geflogen. Deshalb war er auch vom Glauben an schwarze und verbotene Kunst durchdrungen und hatte noch heut, in seinem Aengstigen und Ringen, den Pater gefragt: ob es möglich sei, durch Zauberei das Herz aus der Brust zu stehlen, daß man nicht lassen könnt' von dem, der es gewonnen? über welche sündhafte Frage noch auf dem Sterbebette der fromme Geistliche erschrocken war und nach Kräften wider den bösen Geist, der sich des Kranken ganz bemächtigt, gekämpft hatte.

Er schritt jetzt Lienhard voraus, um den Vater auf seine Ankunft vorzubereiten; dieser schien aber Zeit und Raum schon mit dem geistigen Auge zu überfliegen, denn er wußte, ohne daß es ihm Jemand gemeldet hatte, der Sohn sei gekommen. — „Laßt ihn zu mir!“ rief er mit

einer Stimme so klar, wie sie Wochen lang nicht von ihm gehört worden war. Und Lienhard trat mit bebendem Herzen, leisen unsichern Schrittes an sein Lager. — „Schafft Licht! Und Luft!“, gebot der Kranke, nach dem verhangenen Fenster zeigend. —

Der Pater gab einen zustimmenden Wink, die Decke wurde hinweg genommen, helles Licht strömte in das Gemach, ein frischer, gesunder Hauch drang ein, als auch das Fenster geöffnet wurde.

Mit glänzenden Augen sah der Alte auf den Jüngling, welcher vor seinem Lager niedergekniet war und seine Hand mit Thränen, die er nicht mehr bemeistern konnte, benetzte. — „Geht Alle hinaus!“ sagte er dann. „Auch Ihr, Pater Medard. Wenn ich mit Lienhard gesprochen habe, dann will ich beichten und wollt Ihr mir das letzte Sacrament morgen geben, wenn Ihr wieder herauf kommt, so wird Gott mir gnädig sein!“ Er seufzte bei diesen Worten in großer Herzensbedrängniß, der Pater wagte nicht, ihm zu widersprechen und entfernte sich, wie auch die beiden alten Leute vom Schloßgesinde, Mann und Frau, welche den Kranken pflegten, schon das Gemach verlassen hatten. Lienhard war mit seinem Vater allein, der ihm winkte, sich so zu ihm zu setzen, daß er ihm in das Angesicht schauen könne. Er lag nun eine Weile ganz still, nur sein schwerer und unruhiger Athemzug war hörbar.

„Lienhard," begann er endlich mit schwacher Stimme, „ich hab' nicht mehr viel Zeit zu reden —"

„Das glaubt doch nicht, Vater!" erwiederte Lienhard, sich zu einem zuversichtlichen Tone zwingend, wo ihm die Brust so bang und bedrückt war. „Ihr werdet bald wieder gesund sein."

Eine schwache Handbewegung war des Alten bedeutungsvolle Antwort. Nach kurzer Pause fing er wieder an.

„Ich hab's recht gut mit Dir gemeint, und thät' wohl am besten für Dich, ich sagte gar nichts mehr, legte den Kopf auf die andere Seite und stürbe. Aber ich muß, ich muß! Es läßt mir keine Ruhe —"

„Vater, gönnt Euch Ruhe!" bat Lienhard. „Wartet ab, bis Ihr kräftiger seid, mag es sein, was will, das Ihr mir zu sagen habt. Es hat ja damit gar keine Eile; in wenigen Tagen vielleicht ist Euch besser."

„Ganz wohl wird mir sein, morgen schon!" sagte der Kranke und der Sinn dieser Worte war nicht falsch zu deuten. „Laß mich reden und störe mich weiter nicht, mein armer Sohn. Ich sag' Dir Alles gleich — sei nur ein Weilchen still. Wie Du noch ein kleiner Bube warst — fremder Leute Kind! Ja, Lienhard, es muß sein — ich hab' Dich geraubt — ich bin Dein Vater nicht, aber lieb hab' ich Dich gehabt, wie Deine Eltern Dich nicht lieb gehabt haben, sonst hätten sie nimmer geruht, bis sie Dich

gefunden hätten — und — wenn Du mein Kind auch nicht bist, gehalten hab' ich Dich doch wie meinen Sohn — denn Du hast mir's Herz gestohlen, wie ich Dich zuerst recht angeschaut — und, Lienhard, sollst auch mein Sohn bleiben, wenn ich unten bei den frommen Mönchen begraben liege, sollst Alles haben, was mir übrig geblieben ist — — kein Mensch braucht's zu wissen —"

Er hatte mit sichtlicher Anstrengung gesprochen, die müden Augenlider waren ihm herabgesunken; hätte er einen Blick in Lienhard's Gesicht thun können, so würde er vor dem Eindrucke erschrocken sein, welchen seine nie geträumte Enthüllung auf den Jüngling gemacht hatte. Bei den Worten: „fremder Leute Kind," war er wie von einem Blitzstrahl geblendet zurückgebebt, er hatte seinen Sinnen nicht getraut, als ihm dann die oft unterbrochene Rede, eintönig, wie schwerer Tropfen Fall, die ganze furchtbare Wahrheit verkündete. Einen Moment hielt er es für einen Fieberwahn des Kranken, aber der lag bleich, in völliger Abspannung, vor seinen Augen und der Ton, in welchem er sprach, ließ keinen Zweifel an seinem Bewußtsein aufkommen. Leichenblaß wie der Greis, welcher zu ihm redete, saß Lienhard vor ihm, war es der Schmerz, daß ihn auf einmal der Vater, den er bisher geliebt hatte, geraubt werde, die Erschütterung vor dem Geständniß eines schweren Frevels, dessen Opfer er selbst geworden war oder die Furcht vor

den unbekannten Geheimnissen seiner Abkunft, welche ihm noch entdeckt werden sollten? Er wußte wohl selbst nicht die Regungen in seinem Innern zu enträthseln und lauschte mit krampfhafter Spannung, ohne auch nur eine Silbe zu äußern, was der Kranke weiter sagen werde.

„Du schweigst, Lienhard —" begann dieser von Neuem — „gieb mir die Hand — vor meinen Augen ist's dunkel."

Lienhard reichte ihm die Hand, welche bei der kalten Berührung zuckte. — „Kein Mensch braucht's zu wissen," knüpfte der Alte den abgerissenen Faden wieder an. — „Sie haben mich in Wien vor Alters mit einem bösen Namen genannt — aber Keiner weiß, daß Du eins von den Kindern bist. Ich konnte Dich nicht mehr von mir geben — Du warst mir lieb geworden, wie die Sonne — ich nahm Dich mit hinaus, als ich das Land meiden mußte und gab den Leuten, die Deine Mutter um Dich geschickt hatte, die Antwort, Du seist lang' schon gestorben —"

Hier konnte Lienhard den schmerzlichen Laut, welcher sich bei der Erwähnung seiner Mutter aus seiner gequälten Brust rang, nicht mehr unterdrücken. Er traf das Ohr des Kranken und Veit Wolffenegg schlug das matte Auge einen Moment auf. Es war aber zu umflort, als daß er den Zustand seines Pflegesohns recht hätte wahrnehmen können. — „Grämst Dich um sie?" seufzte er.

„Wer ist sie? O sagt es mir!“ bat Lienhard, nun keiner Zurückhaltung mehr fähig, mit stürmischen Tone.

„Sei still — was kann's Dich noch kümmern? Sie ist nun auch wohl todt und hin, viel Jahre sind drüber vergangen, Du bist vergessen von Deiner ganzen Sippschaft — willst Du den adeligen Namen, den ich Dir gegeben habe, wieder vertauschen? Wolffenegg und ein Plattnersohn!“

Jedes Wort drang wie ein glühender Dolch in Lienhard's Seele und verletzte seine empfindlichsten Nerven.

„Nennt mir den Namen, wenn Ihr ihn wißt!“ bat er gleichwohl mit heißer Inbrunst. „Ich beschwöre Euch bei Eurem Seelenheil! Wollt Ihr mir, den Ihr wie einen Sohn gehalten habt, den Ihr nun als einen Namenlosen verstoßet, nicht sagen, wer ich bin?“

Von steigender Beängstigung überfallen, regte sich der Kranke auf seinem Lager. „Ich verstoße Dich ja nicht, mein Kind, mein Sohn! O hätt' ich lieber geschwiegen, aber ich muß ja, ich muß! Ich könnt' sonst nicht sterben — Willst Du's wissen? Dein Vater war lang' todt, als ich die Buben und Mädchen um ein gut Lösegeld in der Brühl fing, wo sich die Wiener ein Fest gemacht hatten und nicht dachten, daß Einer, dem sie auch Böses genug gethan, drei Knechte gehängt, und einen ganzen Wagenzug, den er schon sein genannt, wieder abgejagt hatten, in der Nähe sei. Ich wollt' Dich gleich laufen lassen, als ich hörte, daß Du ein

Wittwenkind warst, aber Deine Mutter war reich und ich behielt Dich doch und wie ich Dich geben sollte, da hatt' ich Dich schon so lieb und hatte Dich heimlich fortgeschafft, daß Niemand wußte, wohin und wer Du warst —"

„Wie heißt meine Mutter?" bat Lienhard immer dringender. „Wo hat sie in Wien gewohnt?"

„Sie haben's mir gesagt — in der Landskrongasse — Frau Mais Helfer, eines reichen Plattners Wittwe — Laß gut sein. Du bleibst der Lienhard von Wolffenegg, gieb mir Deine Hand darauf, versprich mir's!"

Er konnte die letzten Worte kaum vollenden, die Anstrengung, mit welcher er bis dahin seine Rede möglich gemacht, hatte nun seine Kräfte gänzlich erschöpft, er schien ohnmächtig zu sein, der Athemzug bereits zu erlöschen. Lienhard sprang auf, die Wärter zu rufen — sie reichten ihm, alle Hülfsleistungen, welche Pater Medard verordnet hatte, aber der Kranke erholte sich nicht zu vollem Bewußtsein, wenn er auch wieder zu athmen begann. In der Stille, welche einen Moment herrschte, ließ sich dicht neben dem Lager des Leidenden ein Geräusch vernehmen, es klang, als werde möglichst leise die Thür gesperrt, welche sich zu Häupten desselben befand. War sie nur angelehnt gewesen und wer hatte dort zu schaffen? Der Wärter sah seine Frau verwundert an, welche den Kopf schüttelte. Lienhard achtete auf nichts, er hatte vielleicht das Geräusch vor dem

Aufruhr, welcher sein Inneres durchtobte, gar nicht vernommen. Mit starrem Auge vor sich niederblickend, während doch alle Fibern seines bleichen Antlitzes in Gährung waren, saß er am Bett des Greises, den er nicht mehr Vater nennen durfte; ihm war, wie einem Schiffbrüchigen, der auf einer Planke von der Brandung hinausgeworfen wird in eine stürmende See — zu unbekannten Gestaden vielleicht oder in das Grab unter den Wogen! Nacht überall, von keinem freundlichen Stern erhellt! Noch konnte er sich nicht fassen und besinnen, was eigentlich seine Lage jetzt war — er glaubte zuweilen, daß der Wahnsinn seiner sich bemächtigt habe, daß Alles, was er geschaut und gehört habe, dies Sterbelager mit dem alten Manne, der ihn verstoßen, die Kunde, daß er von seiner glänzenden Höhe an den Stufen des Thrones in Niedrigkeit herabgestürzt, nur ein wüster Traum sei, von welchem er erwachen und sich wieder in der Burg seines Kaisers, im Vollbesitz seiner Ehren und Freuden finden müsse. Aber die Wirklichkeit drängte sich immer unabweisbarer in ihr Recht, denn als der Zustand des Kranken immer hoffnungsloser wurde, mahnte ihn die Wärterin, doch vor Nacht zu dem geistlichen Herrn hinaus zu schicken, damit der noch einmal herauf komme, um ihm die Sterbesacramente, wenn er sie noch empfangen könne, zu reichen. Da raffte sich Lienhard aus dem dumpfen Hinbrüten, in welches er versunken war

und gab die nöthigen Befehle. Es war ihm auffallend, daß er seinen Knecht, der mit ihm gekommen war, gar nicht mehr sah, er fragte nach ihm und erfuhr, daß er gleich, nachdem er seinem Herrn das Pferd abgenommen, dies und auch das seinige einem vom Stallgesind übergeben habe und auch in das Haus gegangen sei. Er mochte müde sein vom Gewaltritte, daß er nicht einmal selbst für die Pferde gesorgt hatte; Lienhard kümmerte sich jetzt nicht weiter um ihn, sondern ging hinaus in den Garten, wo frische Lüfte ihm die brennende Stirn kühlten. Zurückzukehren an das Bett des Greises, vor dessen starren Zügen ihm jetzt graute, war ihm in diesem Momente, wo die Besinnung mit voller Klarheit erwachte, nicht möglich.

Er trat in die freie Gottesnatur, die Brust wurde ihm weit, er hob das Haupt empor und schüttelte die Locken zurück, daß ihm die scharf wehende Luft um die pochende Schläfe strich. Hier war er schon als Kind, noch ehe er denken konnte, strauchelnden Fußes gewandelt, hier hatte er in seinen fröhlichen Knabenjahren manchen Baum waghalsig erklettert, oder im Grase liegend manchem schönen Mährchen gelauscht, das ihm der alte Falkner, der nun längst todt war, erzählte; damals war noch Alles grüne Wildniß gewesen, von keiner ordnenden Hand gepflegt, jetzt sah er in jedem Winkel des sonnigen Gartens, der von den Bergen geschützt war, die Frucht der Mühen, welche Herr Veit in

seinen alten Tagen darauf verwendet hatte. Aber Lienhard konnte heut keine Freude daran finden, er schritt grad' hindurch, bis er am andern Rande der Hochfläche stand, wo sie schroff zur Mur abfiel, deren grüne Wellen tief unten vorüber flossen. Ein glatter Stein lag hier zum Sitzen und Lienhard ließ sich auf ihm nieder, um in ungestörter Einsamkeit sein Schicksal zu bedenken.

Er war nicht mehr der Adeliggeborne, dem im Uebermuthe kein Ziel zu hoch gewesen war, selbst nicht ein Fürstensitz, seit in den Kreuzzügen glückliche Krieger, seit in jüngster Zeit der hussitische Edelmann Georg Podiebrad in Böhmen, der Magyar Matthias Hunyadi: Kronen gewonnen hatten. Seine Wiege hatte in keiner Ritterburg, sonden im dunkeln Kämmerlein eines Wiener Bürgers gestanden. Der Platz, den er im Gefolge des Kaisers eingenommen hatte, die Auszeichnung, die er am Hofe erfahren, die Schmeichelei schöner Frauen, die ihm zu Theil geworden war, die Liebe eines edlen Mädchens, die er zu besitzen vorgegeben, Alles das gebührte ihm nicht. Was half es ihm, daß Niemand darum wußte? Seine eigene Brust war ja davon erfüllt und dies geheime Bewußtsein, das er alle Ehren, des Kaisers Gnade und die Farben des Erzhauses Oesterreich, ja das vornehme Kleid, das er trug, nur einer Lüge verdanke, lähmte ihm jede stolze Regung der Seele und drückte ihn nieder in den Staub, in dem er geboren

war. Er mußte in steter Furcht leben, daß irgend ein unerwartetes Ereigniß, ja er selbst im Traume redend, sein Geheimniß verrathen, daß auf seiner Stirn unter dem gekrönten Helm, den er sich fälschlich angemaßt, das Brandmaal des Betrugs hervortreten werde! Wie konnte er sich eine Zukunft in Glück und Ehre noch denken? Irren Auges blickte er nicht mehr hinauf zu den Höhen des Lichts, wo um ihn her die Berge im Gold- und Purpurschmuck ihrer herbstlichen Laubfärbung prangten, sondern er schaute hinab in die Tiefe. Ein rascher Sprung hätte dem ganzen Jammer und Elend seiner geistigen Vernichtung ein Ende gemacht.

Mehrere Stunden waren an seinem Haupte vorübergerollt, er hatte ihren Lauf nicht beachtet. Endlich mahnte ihn der schärfere Abendwind, der mit den sinkenden Schatten über den Berggarten strich, daß es Zeit sei, sich hier loszureißen. Eine plötzlich erwachende Hast trieb ihn an das Krankenlager zurück: es war nicht die Liebe, welche er doch sonst zu seinem Vater gehegt, noch ein Gefühl der Dankbarkeit, denn er konnte ihm nicht danken, daß er ihn seiner Mutter geraubt und dann, wenn auch um einer seltsamen Zuneigung willen, gegen das schwerste Lösegeld, das er vielleicht hoffen konnte, nicht wieder zurückgegeben, sondern dem Kreise, dem er von Geburt angehörte, entrissen hatte, um ihn in einen andern zu versetzen, aus welchem er sich

nun schimpflich verstoßen sah. Wie sollte er ihm danken, daß er durch ihn Höheres kennen und erstreben gelernt hatte, welches jetzt nimmer sein werden konnte, auch wenn er nur im eigenen Bewußtsein die Hemmniß fand, daß er durch ihn ein Heimathloser war, ein Recht- und Habloser, der sich allein durch ein Verbrechen auf dem Platze, den er noch einnahm, behaupten konnte? Das war es also nicht, welches ihn an Wolffenegg's Schmerzenslager zurück rief, vielmehr die peinliche Frage, ob dieser dem Beichtiger, der unterdessen wieder herauf gekommen sein mußte, Alles gestanden habe, wie ihm und was er selbst in diesem Falle thun solle.

Die Bedrängniß, in welche er dadurch gerathen wäre, die Ungewißheit, wie weit der Sterbende in seinen Bekenntnissen gegangen sei, wurde ihm jedoch erspart. Der gute Pater Medard hatte die Mühsal nicht gescheut, den steilen Weg an demselben Tage zweimal zurückzulegen, er hatte die heiligen Gefäße mitgebracht, um dem Sterbenden die letzten Wohlthaten der Kirche zu verabreichen, aber noch wartete er vergeblich darauf, daß dieser soweit zum Bewußtsein komme, um derselben theilhaftig zu werden. Lienhard fand ihn am Lager sitzend, wo er für den Kranken nichts thun konnte, als beten. Er theilte sich mit ihm in das Wächteramt, bis die Nacht einbrach, dann aber setzte er es mit Entschiedenheit durch, daß sich der ehrwürdige

Priester in dem für ihn stets bereit stehenden Gemach zur Ruhe legte und blieb bei dem Schlummernden, dessen Athemzüge noch immer ein ringendes Leben verriethen, allein zurück. „Betet auch Ihr, mein Sohn!" sagte der Scheidende.

Da demüthigte sich Lienhard vor dem Herrn, dessen Hand schwer auf ihm lag und senkte sein stolzes Haupt in den Staub. Lautlose Stille herrschte im Gemach und die Kerze, welche es schwach erhellte, flackerte, wie vor dem Wehen unsichtbarer Gewalten.

Achtes Capitel.

Alles verloren.

Um Mitternacht wurde Pater Medardus geweckt. Der Kranke war aufgewacht und hatte nach ihm verlangt. Er eilte zu ihm, fand ihn aber zu schwach, als daß er ihm noch hätte beichten können; nur so viel Klarheit hatte er gewonnen, um durch einige leise Worte seine Reue über Alles, was er im Leben begangen hatte, zu bekunden und mit dem frommen Priester zu beten. Dann genoß er das Sacrament und neigte sich wieder zum Schlummer, von

dem er nicht wieder erwachte. Lienhard war bei ihm bis zu seinem letzten Athemzuge.

Alles vorüber nun! Der Mund, welcher das böse Geheimniß hätte weiter aussprechen können, war auf ewig verstummt und hatte es ohne Beichte mit sich hinüber genommen, kein Mensch, wie der Sterbende feierlich versichert hatte, wußte davon und in Lienhard regte sich wieder eine gewisse Zuversicht: Er traf die Anstalten zur Beisetzung mit einer Fassung und Sicherheit, welche von einem so jungen Menschen Wunder nahm und ihn bei den Schloßgesind nicht eben empfahl. Denn wie schlimm auch Veit von Wolffenegg in frühern Jahren gegen seine Dienstleute gewesen, so daß nur Wenige, die ihm zum Grund und Boden hörig waren, sonst länger bei ihm aushielten, hatte sich doch seine Sinnesart ganz geändert, seit er auf seinem einzig überbliebenen Erbe still saß und das Schaffen und Arbeiten in der Natur wohlthätig auf ihn gewirkt hatte. Die Leute, die ihn früher nur selten und stets als einen harten, unfreundlichen Herrn gesehen hatten, dachten bald anders über ihn und beklagten aufrichtig seinen Tod, es gefiel ihnen nicht, daß er dem Sohne so wenig nahe zu gehen schien und manche Stimme wurde unter ihnen laut, wie der Junker in der Fremde so gar hochfahrend und kaltherzig geworden sei. Selbst der ehrwürdige Geistliche wunderte sich über des jungen Mannes unnatürliche Stim-

mung, die so gar keines Trostes über einen Verlust, welcher hienieden nicht mehr zu ersetzen ist, zu bedürfen schien; er mußte ihn undankbar nennen, da er oft genug die große Liebe, welche der Verstorbene zu ihm getragen, wahrgenommen hatte und dieselbe jetzt in seinem Angedenken so schlecht vergolten sah. Doch getröstete sich der menschenfreundliche Priester, daß es wohl in dem Herzen des Jünglings anders bestellt sein möge, als er äußerlich aus falsch verstandener Männlichkeit fremden Augen zeige.

Lienhard's Bleiben war jetzt nicht mehr lange. Er gab dem Vogt, der ihn um Verhaltungsbefehle über Dies und Jenes fragte, nur im Allgemeinen die Weisung, Alles beim Alten zu lassen, und weiterer Anordnungen gewärtig zu sein und verließ die Burg schon am Tage nach dem Begräbniß.

„Da hinaus geht's nicht!“ sagte ihm der Knecht, als er in Bruck eine falsche Straße einzuschlagen schien.

Lienhard beachtete den Zuruf nicht; der Knecht, welcher hinter ihm ritt, glaubte ihn also verstärken zu müssen. „Da hinaus geht's nach Leoben und Hieflau an der Enns, wir müssen rechts, wenn wir nach Mürzhofen wollen.“ Es lag in dem Tone des Menschen eine gewisse Zurechtweisung, welche ihren Grund in der Verwunderung haben mochte, daß sein Herr, der oft genug die Straße nach Mürzzuschlag und Neustadt, die nach Wien führt, geritten

war, sie schon in der ersten Stadt nicht von der entgegengesetzten Richtung, wo es in's Ober-Oesterreich nach Steier, Enns und Linz geht, unterscheiden konnte. Er hatte zugleich seinem Pferde die Sporen gegeben und war an die Seite seines Herrn gesprengt, um ihm seinen Irrthum begreiflich zu machen. Dieser winkte ihm aber gebieterisch zurück zu bleiben.

„Ich weiß es!" war die ganze Antwort, welche Claus erhielt.

Der Knecht verzog den Mund und gab sich nicht einmal Mühe, den höhnischen Ausdruck, welcher wohl dem falschen Wege gegolten hatte, vor Lienhard zu verbergen. Er ließ aber sein Pferd wieder kurz gehen, bis er dem Herrn den gebührenden Vorsprung gegönnt hatte und ritt dann, heimlich für sich lachend, als kitzle ihn irgend eine Schadenfreude, hinter ihm her, bis sie das Thor erreichten und nun gerade gen Abend, den Weg nach Leoben einschlugen. Wenn sich Claus darauf gefreut hatte, daß Lienhard in der unbekannten Gegend sich doch bald versehen und seines Rathes bedürfen werde, so irrte er sich. Denn als sie hinter Leoben kamen, wo die Straßen nach Klagenfurt und Salzburg sich trennen, ritt er nur eine Strecke auf letzterer und wandte dann, ohne eine Minute zweifelhaft zu sein, in den rechts ablenkenden Weg nach Vordernberg, der weiter hinüber in das Ennsthal führt.

Kein Wort auf dem ganzen Ritt hatte er gesprochen! „Er ist recht hochmüthig geworden!" dachte der Knecht und wiederum verzog sich sein Gesicht zu dem heimlichen, schadenfrohen Lachen. Sonst, wenn er mit dem Junker ganz allein geritten, noch kürzlich auf der Reise von Wien nach dem Schlosse des Herrn von Altensteig, hatte Lienhard immer vertraulich mit ihm geplaudert, gegen Vornehme war er stolz und übermüthig gewesen, gegen seinen Diener stets freundlich. Jetzt war das Alles anders geworden. Konnte sich Claus aber nicht denken, daß der Tod des Vaters ihn nicht aufgelegt mache, einen Discours mit ihm zu führen? Warum ließ er ihn nicht in Ruhe?

„Gestrenger Herr!" rief er ihn wieder an, als sie auf der beschwerlichen Gebirgsstraße langsam hinauf zogen.

Lienhard wandte sich halb um, von dieser Anrede, welche Claus bis jetzt noch nicht gebraucht hatte, aus seinen Gedanken erweckt.

„Habt Ihr denn keinen Boten nach Wien geschickt, da Ihr's nicht selber abmachen wollt?"

„Was meinst Du?" fragte Lienhard.

„An den Junker Diez mein' ich, der's doch wissen muß — er ist der nächste Vetter am Erbe —"

„Der wird's erfahren!" versetzte Lienhard mit einer

kurz abweisenden Handbewegung, welche den Knecht bedeutete, daß er sich um diese Angelegenheiten nicht zu kümmern habe.

„Ja wohl wird er's erfahren!" antwortete demungeachtet der Knecht und der Ton, in welchem er das sagte, fiel Lienhard auf, so daß er sich rasch im Sattel nach ihm umkehrte. Vor dem Blick, welcher Claus dabei traf, erschrack aber jetzt dessen Knechtseele und er setzte, schnell wieder unterwürfig werdend, zur Erklärung seiner Rede hinzu: „Ich meine, der Herr Landeshauptmann, dem es schon gemeldet worden ist, als die Aufmahnung wegen der gerüsteten Pferde kam, wird es schon weiter gemeldet haben."

Lienhard erwiederte nichts und versäumte dadurch die einzige Gelegenheit, das alte Band, welches Claus an ihn knüpfte, wieder fester zu ziehen, da es sich jetzt sehr gelockert hatte. Es war aber seine Absicht gar nicht. Er faßte auf einmal den Entschluß, sich ganz von ihm zu trennen, und bereute, daß er es nicht schon früher gethan hatte. In seiner Versunkenheit war es ihm nicht eingefallen, daß er an ihm nur einen lästigen Begleiter habe, dessen er auch nicht bedürfe. Er eröffnete ihm also, noch ehe sie Vordernberg erreicht hatten, daß er sich anders besonnen habe und ihn nicht weiter mitnehmen wolle, er könne in Vordernberg Herberg nehmen und dann umkehren. Claus starrte ihn ganz verwirrt an. Was sollte er davon denken?

„Kommt Ihr wieder zurück? Oder reit' ich nach Wien?" fragte er.

„Du wartest zu Hause, bis Du weitere Befehle erhältst," beschied ihn Lienhard in ähnlicher Weise, wie er es mit dem Vogte gehalten hatte.

„Aber —" wandte Claus mit einer Wiederkehr der alten Anhänglichkeit ein — „wer soll Euch unterwegs zur Hand sein, Euch das Roß versorgen? Es kann Euch etwas zustoßen — im Land giebt's schlimme Gesellen — kein Mensch weiß dann, wo Ihr geblieben seid und kann Euch helfen!'

„Sorge nicht um mich, guter Claus," erwiederte Lienhard freundlich wie sonst. Aber er verdarb es wieder, als er sich kurz umwandte und den weitern Fragen, mit denen ihn nun der Knecht belästigte, zuletzt durch eine ungeduldige und ziemlich herbe Abfertigung ein Ende setzte. Da nickte Claus in seine vorige Schadenfreude zurückfallend vor sich hin, als wolle er sagen: „Schon gut! Du willst es nicht besser haben."

In der Herberge des Städtchens fütterte er ihm zum letzten Male das Pferd und hielt ihm, als Lienhard später aufsaß, um weiter zu reiten, den Steigbügel. Lienhard reichte ihm die Hand, sagte aber nicht ein Wort. So trennten sich Beide und noch ehe Claus am andern Tage wieder das Murthal erreichte, war der Eindruck, welchen dieser

Abschied doch auf ihn gemacht hatte, schon überwunden. Er gehörte ihm mit Leib und Seele ja längst nicht mehr.

Lienhard war nun ganz auf sich selbst gewiesen. Wohl fand er unterwegs, wo er auf seinem weiten Wege einkehrte oder um ein Nachtlager bat, bei dem biedern und gastfreien Volke in Ober-Oesterreich eine freundliche Aufnahme, aber Dienste um seine Person oder für sein Roß, das er bisher nicht gewohnt war, selbst zu versehen, begehrte er nicht und wo sie ihm geboten wurden, nahm er sie nicht an. Er hatte daheim, ehe er an den Hof gesendet wurde, Alles mit Eifer gelernt, was zu einem tüchtigen Kriegsmann gehört, er verstand die Waffen zu führen, sowohl den Speer, als das Schwert, mit welchem letztern er sogar sehr geschickt fechten konnte, er schoß gut mit der Armbrust, wie mit dem Feuerrohr, hatte schon als Knabe wilde Pferde geritten und war stets mit ihnen fertig geworden, auch wußte er Bescheid mit Allem, was Pferde betrifft, hatte die Striegel selbst geführt, hatte seinen Stolz darein gesetzt, sich immer das Roß, das ihm der Vater geschenkt, ohne alle Hülfe zu satteln und zu zäumen. Das war am Hofe freilich anders geworden, wo er verweichlicht und vornehm sich schämte, nur eine Hand zu rühren, wenn es der Diener für ihn thun konnte, nun aber kam es ihm wieder zu gut, daß er einst Alles gelernt hatte, was ihm allein forthalf. Auch die alte Freude daran, vom fremden

Beistand unabhängig zu sein, schien sich von Tag zu Tage, während er im schönen Ennsthal seinen Ritt fortsetzte, wieder mehr einzufinden.

Was war aber das Ziel, das er genommen hatte? Wollte er die Heimath ganz verlassen, daß wirklich, wie Claus gesagt, kein Mensch wisse, wo er geblieben sei, hatte er im Sinn, der Schmach der Entdeckung, die ihm drohte, durch die Flucht zn entrinnen und den Knecht deshalb zurückgeschickt, damit hinter ihm seine Spur verloren sei? Welchen schweren Kampf er auf seinem einsamen Wege in tiefer Brust zu bestehen hatte, zeigte sich wohl auf seinem Antlitz: wer ihn gekannt und nach dem Zwischenraum von kaum einer Woche hier im Gebirgslande wieder getroffen hätte, würde über die Verwandlung erstaunt sein, welche mit ihm vorgegangen war. Die weichen, zuweilen fast noch knabenhaften Züge seines Gesichts waren kräftiger geworden, der übermüthige Spott, der nur zu oft seine blühenden Lippen aufwarf, hatte einem strengen Ernste Platz gemacht, der leichtfertige Blick seines Auges war verschwunden und die zarten Farben, welche einst das Entzücken der Frauen erregt hatten, denen der Knabe ein schönes Spielzeug gewesen, ließen sich auf diesen blassen Wangen kaum noch ahnen. Der Kampf war auch noch nicht beendigt, er erwachte vielmehr an jedem Morgen neu, denn der Versucher trat immer wieder zu ihm und wollte ihn mit ver-

lockenden Bildern bethören, ja er schien an Stärke zu wachsen, je näher Lienhard dem nächsten Ziele seiner Reise kam: dem Schlosse Altensteig.

Noch immer hielt das sonnenhelle, beständige Wetter an, das der Herbst oft Wochenlang spendet. In dem reichangebauten, schon damals dicht bevölkerten Gau unter dem Manharts-Berge, in welchem der Altensteig noch, wie eine äußerste Warte gelegen war, fand Lienhard, als er die Stadt Linz und die Donau hinter sich hatte, das volle Leben der Weinlese, überall fröhliche Menschen, heitern Gesang. Zuweilen wollte auch ihm die Lust und Freudigkeit, die er verloren hatte, beim Anblick dieses frohen Treibens zurückkehren, aber es war nur ein vorübergehender Augenblick der Vergessenheit und seine Stimmung gleich darauf, wenn ihm das Bewußtsein wieder erwachte, um so düsterer. Die Berge, denen er sich endlich nahte, zogen sein Auge auf sich, dort hinter der Reihe der Vorhügel, grade hinter jenem Kreuz einer Kapelle, das er im Sonnenschein blinken sah, mußte der Altensteig liegen: es trieb ihn, die Krümmen des Weges zu verlassen, welche sich zwischen den Ackerstücken dahin schlängelten; die Felder waren leer, er nahm ungescheut die gerade Richtung und ließ sein von der langen, letzten Tagereise ermüdetes Pferd noch einmal die Kräfte anstrengen, um das Ziel schneller zu erreichen. Dadurch verfehlte er einen Wagen, welcher von den Ber-



gen her die Straße nach Linz fuhr, wäre er ihm begegnet, so hätte er vielleicht das ganze Ziel, das er sich gesteckt hatte, verfehlt. Noch bei hellem Tageslicht erreichte er den Grund, in welchen von der Höhe die graue Feste niedersah, und ehe es oben dämmerte, hielt er vor dem Thore und meldete sich an. Es wurde ihm aber zu seinem Schrecken bedeutet, der Herr sei nicht daheim und es dürfe Niemand eingelassen werden. Er forderte, daß man ihn der Frau melde und hörte mit gesteigertem Unmuth, daß auch diese nicht daheim sei, sondern ihren Herrn begleitet habe. Da überkam ihn der alte Trotz und er war, seine jüngsten Erlebnisse vergessend, wieder Lienhard Wolffenegg, der Liebling des Kaisers, der nicht gewohnt war, sich irgend einen Wunsch versagt zu sehen.

„Kennst Du mich?" herrschte er, sich in den Steigbügeln hebend, dem Wächter zu, der ihm beharrlich den Eingang weigerte.

Der lag unbekümmert mit seinem dicken Kopf im runden Lugfenster und antwortete: „Nein."

„Es ist kaum ein Paar Wochen her," rief Lienhard, von der kurzen Verläugnung beleidigt, „daß ich mit Seiner hochfürstlichen Gnaden, dem Erzherzoge Siegmund, hier war. Hast ein schlechtes Gedächtniß! Ist denn kein Mensch bei Euch zu Hause — nicht das Fräulein?"

„Das Fräulein ist schon zu Hause," erwiederte der Wächter aber ich darf Niemand einlassen."

„Melde mich!" befahl Lienhard. „Ich bin von der Kaiserlichen Hofstatt, sage das dem Fräulein!" Er nannte seinen Namen nicht, Hedwig konnte darüber keinen Augenblick zweifelhaft sein. Der Wächter entfernte sich. Wie durfte Lienhard aber hoffen, in Abwesenheit der Eltern aufgenommen zu werden? Nach einer kurzen Weile sah er jedoch mit klopfendem Herzen wirklich am Thorfenster eine weibliche Gestalt erscheinen; das wachsende Zwielicht erlaubte ihm nicht mehr, ihre Gesichtszüge zu erkennen, aber wer konnte es anders sein, als Hedwig? Da vernahm er eine bekannte Stimme, aber es war ein Ton, der ihm wie das Gekrächz eines Raben erschien, verglichen mit Hedwig's süß klingenden Lauten.

„Wer seid Ihr, der von der Kaiserlichen Hofstatt kommt?" Die alte Kammerfrau der Erzherzogin war es, welche diese ihrer Hedwig zum Ehrengeleit unterwegs mitgegeben hatte — auf sie hatte Lienhard nicht gerechnet und wurde durch ihre Erscheinung bis zur Erbitterung gereizt.

„Ei, schöne Frau," rief er hinauf, „bin ich durch die kurze Trennung ganz aus Eurem Herzen und Sinn vertilgt?"

„Der Junker von Wolffenegg!" sagte sie in tiefmurrendem Tone der Verwunderung.

„Daß Euch die Freude nur nicht schadet! Geht denn und meldet mich bei Eurem Fräulein!"

„Was bringt Ihr uns? Wer sendet Euch? Meiner Erzherzogin Gnaden?"

„Ihr rathet unvergleichlich! Eilt denn und laßt mich nicht zu lange warten!" Auf diese Weise umging Lienhard die Wahrheit, ohne doch eine Lüge zu sagen und sträubte sich mit Gewalt gegen das Gefühl des Unrechts — auf einmal aber fiel die Erinnerung, wie ein gewappneter Riese, über ihn her und zermalmte den bösen Trotz, welcher in ihm für einen Moment der Vergessenheit wieder aufgestiegen war.

Hedwig war durch die erste Meldung, die sie allerdings gleich die Person des Angekommenen errathen ließ, in Unruhe gesetzt, noch mehr wurde sie es, als die Kammerfrau, welche sie abgesendet hatte, mit der Bestätigung zurück kam, daß wirklich der Junker von Wolffenegg, von der Erzherzogin Gnaden mit einer Botschaft gesendet, vor dem Thore halte und das Fräulein zu sprechen begehre. Durfte sie ihn abweisen? Sie besann sich dennoch, ob es nicht einen Ausweg gebe und versuchte noch einmal, ihn durch die Kammerfrau zu bewegen, dieser den Auftrag der Erzherzogin mitzutheilen, weil sie, auch gegen den besten

Freund ihres Hauses, nicht den Befehl ihres Vaters widerrufen könne. Die Kammerfrau, selbst neugierig Nachrichten vom Hofe, wohin sich ihr ganzes Herz sehnte, zu erfahren, nahm den Wunsch des Fräuleins eifrig auf und waffnete sich gegen die boshaften Witzreden des Junkers, denen sie auch früher oftmals ausgesetzt gewesen war, mit einem undurchdringlichen Gleichmuthe. Sie fand ihn jedoch völlig verändert. Er hörte ihre Bestellung ehrerbietig schweigend an und erwiederte darauf, ihr selbst mit gebührender Achtung begegnend, daß er dem Fräulein Etwas zu sagen habe, das sie durchaus von seinem eigenen Munde hören müsse — Gastfreundschaft könne er freilich in Abwesenheit des Herrn nicht fordern und werde augenblicklich, nachdem er das Fräulein gesprochen habe, seinen Weg fortsetzen.

Als die Kammerfrau mit dieser geheimnißvollen Antwort zu Hedwig zurückkehrte, und das Fräulein in augenscheinlicher Bewegung und Unschlüssigkeit sah, kam sie ihr zu Hülfe. Sie äußerte, daß selbst die gestrenge Frau Hofmeisterin kein Bedenken haben würde, in einem so wichtigen Falle eine Unterredung mit dem Junker zu gestatten, er komme ja offenbar mit einem Auftrage von Wien und jede Minute Aufschub könne schädlich sein. Vielleicht bringe er den Befehl, zurück zu kommen, da sich die Zeit immer böser gestalte und auch hier in Unter-

Oesterreich schon Alles rüste, wozu ja sogar der Herr Vater, um seinen guten Rath zu geben, heut auf den Ständetag nach Linz gefahren sei. Das Fräulein möge also in Gottesnamen den Junker anhören, welcher darauf wieder bis zu den Benedictinern zurück reiten könne, wo er das vorige Mal auch übernachtet habe.

Hedwig faßte denn ihren Entschluß, Lienhard die erbetene Unterredung zu gestatten, jedoch nur in Beisein der Kammerfrau, welche Bedingung diese mit großer Befriedigung vernahm, aber dem Junker vor der Hand nicht mittheilte, als sie ihm das Thor öffnen ließ und ihn nach dem großen Saale führte. Hier, wo es schon dunkel war, mußte erst Erleuchtung geschafft werden, er wartete dann nur eine kurze Weile, ehe Hedwig erschien. Sein Auge flog ihr entgegen und weilte mit einem Gefühl, das mehr des bittern Schmerzes, als süßer Wonne hatte, auf ihrer zarten Gestalt, auf ihrem lieblichen, leicht erglühenden Gesicht, als sie ihm nahte. Er sah es zuerst gar nicht, daß sie nicht allein kam, er hatte nur Blicke für sie. Hedwig suchte die Verwirrung, die sie noch immer befangen hielt, zu bemeistern, sie erwiederte freundlich seinen Gruß; die gestammelte Bitte um Verzeihung setzte sie aber von Neuem in Verlegenheit und wie sie ihr Auge zwang, zu ihm aufzublicken, war ihr erster Gedanke, daß er wohl krank gewesen sei — so auffallend hatte er sich verändert. Jetzt

bemerkte er auf einmal die Gegenwart der Kammerfrau und wie ein Blitz zuckte es über seine Züge. Sie waren also nicht allein und er konnte ihr nicht sagen, was er auf dem Herzen trug! Aber wie ihn das auch kränkte, begriff er doch, selbst in diesem Augenblicke, daß Hedwig nicht anders handeln konnte, er hatte zu lange die strenge Sitte am Hofe kennen gelernt, um das nicht einzusehen.

„Ihr kommt von Wien —" begann Hedwig, da er noch Worte zu suchen schien. „Was befiehlt meine Fürstin?"

„Ich komme nicht von Wien, Fräulein Hedwig, sondern von Steiermark — und habe die Erzherzogin lange nicht gesehen. — Wenn meine Rede vor dem Thore anders verstanden worden ist, so habe ich keine Schuld daran. Ich kam hieher — um Eurem Herrn Vater zu melden, was mich betroffen hat — er ist vor alten Zeiten mit Herrn Veit von Wolffenegg befreundet gewesen — Herr Veit ist gestorben."

Das Mitgefühl, welches sich bei Anhörung dieser Worte in Hedwig's Mienen kund gab, war für Lienhard ein lindernder Balsam; er blickte ihr in das feucht gewordene Auge, das sich diesem Blicke nicht entzog, sondern ihn traurig ansah. „Das ist für Euch ein großes Leid," sprach sie mit bewegter Stimme. „Wann ist es geschehen?" Und mit inniger Theilnahme hörte sie an, was er ihr in kurzen Worten darüber sagte. Auch das Gesicht der Kammerfrau,

das gegen ihn sonst immer in sträfliche Falten gelegt war, hatte einen mildern Ausdruck angenommen, nur fragte sie sich, warum er diese, wenn auch für ihn selbst traurige, aber doch im Lauf der Dinge begründete Nachricht nicht durch sie an das Fräulein gelangen lassen, sondern darauf bestanden habe, daß sie dieselbe aus seinem eigenen Munde höre? Dazu konnte sie sich keinen vernünftigen Grund denken.

Lienhard übernahm es, ihre Zweifel zu schlichten. „Ich bin Euch eine Erklärung schuldig, weshalb ich mich mit meiner Kunde, die nur mich berührt, durchaus in Eure Gegenwart gedrängt habe“ — begann er und es kostete ihm sichtlich Ueberwindung, fortzufahren. Er warf einen Blick auf die Kammerfrau und Hedwig fürchtete schon, er werde in seinem frühern, alle Rücksicht verachtenden Sinne ein Verlangen stellen, das sie nicht gewähren konnte. Doch er fühlte wohl selbst, daß es unstatthaft sei und er sprach weiter: „Ich komme — von Euch Abschied zu nehmen — wir haben einige Zeit zusammen gelebt — — und — wenn ich vielleicht in Manchem Euch beleidigt oder erzürnt haben sollte, so bitte ich Euch herzlich um Verzeihung —“

„Sprecht nicht so!“ unterbrach ihn Hedwig, tief ergriffen. „Ich habe keinen Grund — aber hätte ich ihn, so würde ich Niemand zürnen, der mich gewiß nie in böser Absicht gekränkt hat.“ — Sie wollte wohl noch mehr sagen,

aber die Bewegung, welche ihr Herz mächtig schlagen ließ, hinderte sie selbst, zu fragen, ob er den Hof, an welchen sie doch bald zurückkehren werde, ganz zu verlassen gedenke.

Auch Lienhard hatte im Sinn gehabt, der Geliebten — er fühlte es jetzt mit tausend Schmerzen, daß er sie mehr liebte, als sein Leben! — noch viel zu sagen; er hatte ihr kein Geheimniß aus Allem, was ihn betroffen hatte, machen wollen, ihm war sogar bei seinem einsamen Ritte über Berg und Thal der Gedanke gekommen, ihrer Entscheidung zu übergeben, was ihm zu thun oder zu lassen am Besten sei, aber nun fand er keine Kraft dazu und hätte sie vielleicht noch weniger gehabt, wenn er mit Hedwig ganz allein gewesen wäre. Er sprach daher, nachdem sie schwieg, seine Fassung mühsam behauptend: „Ich danke Euch, Fräulein Hedwig. Wir werden uns wohl nimmer sehen, in unserm Leben — und wenn Ihr mich auch einmal wieder seht, so werdet Ihr Euch von mir abwenden“ — — Sie hob die Hand, als wolle sie dieser Behauptung, die sie nicht begriff, widersprechen, er aber ergriff ihre Hand und berührte sie leicht mit bebender Lippe. „So lebt wohl!“ flüsterte er, daß sie es kaum verstehen konnte und wandte sich von ihr hinweg, ohne von ihr ein letztes Wort zu erwarten. Hedwig war auch von der Gewalt des Augenblicks, von der Wandlung, die mit ihm und, sie fühlte es vielleicht, auch mit ihr selbst vorgegangen war,

zu tief bewegt, als daß sie ein Abschiedswort in gestatteter Weise hätte geben können — es bedurfte dessen aber gar nicht, der Scheideblick ihres Auges, der mehr aussprach, als sie dessen bewußt war, das Zittern ihrer kleinen Hand in der seinigen, waren ihm genug, und füllten seine Seele mit dem Gefühl eines verlornen Paradieses.

Die Kammerfrau war eine stumme, aber theilnehmende Zeugin dieser Scene gewesen. Sie begriff nun Alles, nur das Eine nicht, warum die jungen Leute, wenn sie sich doch einmal von Herzen lieb hatten, einen Abschied auf ewig nahmen. Daß der alte Wolffenegger gestorben und Lienhard nun im Besitz seines ganzen Erbes war, hätte doch eher ihren Bund befestigen sollen! Hielt er's am Ende mit des Kaisers Widerpart in Steiermark und mußte so den Hof meiden? Sie dachte an Manches, was sie unter der Hand in Wien aus dem Lande gehört hatte, und konnte sich nur auf diese Weise das gegenseitige Benehmen erklären. Von Hedwig war übrigens keine Aufklärung zu erwarten, denn wie liebreich und fern von Stolz sie mit aller Dienerschaft am Hofe verkehrte, war doch etwas in ihrem Wesen, das sie vor aller Annäherung unziemlicher Vertraulichkeit schirmte.

Hedwig zog sich gleich darauf, nachdem Lienhard den Altensteig wieder verlassen hatte, in ihr Gemach zurück und stand dort lange am Fenster, wo sie in die dunkle,

nur vom schwachen Sternlicht einigermaßen erhellte Nacht hinaus schaute. Auch ihr waren Lienhard's Abschiedsworte unbegreiflich. Wenn er durch den Tod seines Vaters veranlaßt wurde, sich vom Hofe auf die ihm zugefallene Besitzung zurückzuziehen, warum sollten sie sich niemals wieder sehen? Der Kaiser liebte sein eigenes Erbland, das er von seinem Vater besessen, ehe er die andern Lande nach dem Tode seines Mündels Ladislaw und des Bruders, welcher sie ihm streitig gemacht, erworben hatte, er war oft in dem schönen Graz und die Erzherzogin Kunigunde, von welcher er sich nicht trennen konnte, begleitete ihn überall, nur in den Krieg nicht. Wenn also auch jetzt, wie Hedwig von ihrem Vater vernommen hatte, ein böser Krieg vor der Thüre stand und zum Ausbruche kam, ewig konnte er doch nicht währen, und wenn einst wiederum der goldne Friede über Oesterreich aufging, warum sollten sich Hedwig und Lienhard nicht wiedersehen oder, noch unbegreiflicher, warum sollte sich Hedwig, wenn sie einmal wieder mit ihm zusammentraf, von ihm abwenden? — Glaubte er also, daß der Unwille, den sein unzartes Benehmen mit Recht in der Seele der beleidigten Jungfrau erregt hatte, nicht durch seine Abbitte, nicht durch die Macht der Zeit gemildert werden, daß sie ihm nicht von Herzen verzeihen könne?

Neuntes Capitel.

Der Erbe.

In der Burg zu Wien, welche damals nur den ältesten Bau, den jetzigen sogenannten Schweizerhof, umfaßte und mit Thürmen und Gräben wohlbefestigt war, herrschte, wie im ganzen Lande, in Folge des neuen Krieges, der bereits mit kleinen Raufereien ausgesandter Streifparteien begonnen hatte, eine große Unruhe. Boten kamen und gingen, es wurden Anstalten getroffen, die kaiserliche Hofstatt zu verlegen, wenn es die Umstände erforderten, entweder in das Feldlager selbst, oder in eine andere, dem Verlaufe des Krieges besser entsprechende Stadt. Doch wußte Niemand etwas Gewisses, denn der Kaiser war über seine Absichten verschlossen, wie immer und hörte seine Räthe, die ihn zuweilen auch unaufgefordert mit Vorschlägen erfreuten, wohl an, aber er handelte dann doch nach seinem eigenen Ermessen. Wäre dies nur allemal für das Heil der Krone und des Landes das richtigste gewesen!

Die Wiener sahen mit einiger Sorge in die Zukunft, wenigstens die ältern und ernstern Bürger, welche nicht, wie der große leichtsinnige Haufe, in den Tag hinein lebten. Sie wußten wohl, daß der Ungarnkönig Gelüste nach dem

Erzherzogthum trug, welche bereits früher hervor getreten waren. Freilich hatte ihn der Kaiser gleich Anfangs, als Matthias nach dem Tode Ladislaw's, Kaiser Albrecht's nachgebornen Sohnes, von den Ungarn zum Könige gewählt worden war, schwer gereizt, indem er ihm die Krone von Ungarn, als einem Habsburger gebührend, wieder zu entreißen gesucht, und es ist immer schlimm, wenn etwas angefangen und nicht durchgesetzt wird. Die Wiener hatten nicht vergessen, daß damals der Kaiser vor den Ungarn das Feld nicht hatte behaupten können, daß er gewichen war bis zum Traunsee, nach Gmunden und Matthias ihre Mauern belagert hatte. War viel Hoffnung, daß es jetzt anders kommen werde? Eine neue Belagerung schien ihnen fast gewiß zu sein und es war an der Zeit, sich mit aller Kraft darauf zu rüsten. Indessen, wie es zu geschehen pflegt, die Einsichtigern drangen nicht überall mit ihren Warnungen durch und die gedankenlose Menge, die beim Sonnenschein fröhlicher Gegenwart immerdar vergißt, daß auch Sturm und Gewitter kommen können, ließ sich nicht bewegen, für die Zukunft zu sorgen. Wer aber in schlimmen Zeiten nicht für sich selbst sorgt, sondern sich auf Andere verläßt, der ist verloren. Auf die vielen Herren, welche jetzt in Wien mehr als sonst ein- und ausritten, war aber gewiß kein Verlaß für die Bürger, denn sie haßten den Bürgerstand, der im Laufe der Zeit durch

kluges Benutzen der Umstände, durch Handel und Wandel reich geworden war, während der kleine Adel, mehr und mehr verarmt, sich durch Wegelagerei, das er trotzig sein Waffenrecht nannte, dafür schadlos zu halten suchte, und der Starrsinn, mit welchem die Städte ihre errungenen Gerechtsame, auch gegen den Adel wahrten und theilweise noch den Blutbann, der ihnen von Alters her verliehen war, nicht aufzugeben gedachten, zog ihnen noch mehr Widerwillen zu. So betrachtete man die Herren, die zuweilen mit gerüsteten Pferden nach Wien kamen und einige Zeit dort verweilten, um dem Kaiser gewärtig zu sein, mit mißtrauischen Augen. Ihre Gelage, welche sie in Sipp- und Freundschaften oft genug hielten, wurden besonders argwöhnisch bewacht, weil man sich im Rausch mancher Gewaltthat zu versehen hatte und auch wohl, weil dort manches unbedachte Wort fiel, aus dem man wohl ihre Gesinnung für kommende Fälle errathen konnte. Denn es waren Viele unter ihnen, welche bei dem vorigen Kriege dem Ungarnkönige den Eid der Treue, zu welchem seine wilden Schaaren die Oesterreicher zu nöthigen suchten, nicht eben gezwungen, sondern freiwillig geleistet hatten und es schien mindestens zweifelhaft, ob der Kaiser auf Alle rechnen konnte, welche ihm nach dem alten Landrecht mit wer weiß wie viel „Hauben" — von Stahl! — zum Kriegsdienst verpflichtet waren. Beim Ungarnkönig, der,

wie alle Emporkömmlinge, freigebig mit verschwenderischen Händen sein mußte, war mehr Vortheil zu gewinnen, der mußte freiwillige Dienste belohnen!

„Ich wollte, ich könnte mit dem Kaiser einmal frisch von der Leber weg reden!" sagte ein krausköpfiger Handwerksmann zu andern Bürgern, die mit ihm plaudernd zur Feierabendstunde vor der Thüre standen, als grade gegenüber, wo ein adliger Herr seine Herberge genommen hatte, der Lärm ziemlich laut wurde und auch Waffengeklirr zu vernehmen war.

Es währte aber nicht lange, so erschienen die Gäste, es war der Aufbruch gewesen, welcher den verstärkten Lärm verursacht hatte. Auch der Gastgeber kam ganz zuletzt, Arm in Arm mit einem andern Herrn, welcher von der allgemeinen Fröhlichkeit, die sich auf den bärtigen, braunen Gesichtern der sich Entfernenden gezeigt hatte, nicht berührt schien. Die Bürger kannten die beiden Letzten nur allzu wohl — der mit dem krausen rothen Bart, der heut den Wirth gemacht hatte, war Herr Dietrich von Wolffenegg, welcher beim Kaiser ganz wohl angeschrieben stand; ihm hatte die Rede des Meisters vorhin besonders gegolten; der Andere, der so grämlich aussah, hieß der Kunz vom Wachberge, wer ihm draußen auf freier Straße begegnete, ging ihm gern weit aus dem Wege. Doch grüßten sie die beiden Herren, welche ihnen mit gnädigem Kopfnicken



dankten und dann Arm in Arm ihre Wanderung fortsetzten.

„Nun will ich Dir sagen, Kunz, warum ich Euch heut so toll bewirthet habe, als hätte ich den Großtürken beraubt und wäre Herr seiner ganzen Schätze!“ begann Dietrich, als sie an die nächste Ecke der Gasse gelangten und den Hohen Markt überschritten. „Gestern ist der Claus, Du weißt, meines Pfauhahns Knecht, aus Steiermark hergekommen, auf seinen eigenen Kopf, und hat mir gemeldet, daß der Alte richtig gestorben ist.“

„Was hilft's Dir?“ entgegnete Kunz wegwerfend.

„O — meinst Du? Sollst gleich hören. Ich fragte den Claus, wie sie damals von hier ausritten, ob der Alte wohl dem Pater, der sein Hauspfaff ist, beichten würde, der Claus sagte nein, aber wenn er beichten wollte, so würde er's eher dem Jungen — siehst Du, das hat er nun auch gethan und weil der Claus sich's gedacht hat, so ist er gleich, wie sie heimgekommen sind, pfiffig gewesen, hat die Pferde einem Andern übergeben und seinen Horchwinkel neben der Schlafkammer des Alten aufgesucht, wo er schon Manches erlauscht, was mir von Nutzen gewesen ist. Auch die Geschichte, wo er vom Baumkircher abfiel und ihn verrieth, was eine gute Warnung für andere Leute war, gelt, Kunz? Nun paſſ' auf, was ich Dir sagen werde! Keine italienische Fürstin zur Mutter, keinen steirischen Edel-

mann zum Vater — schau dort hinein" — er zeigte nach der Gasse, welche sich jetzt von der Tuchlauben, über welche sie grade gingen, zur linken Hand öffnete — „da ist er geboren und da werd' ich ihn von meinem Erb' wieder hinein jagen." Er sah den Genossen an und lachte über dessen völlig verdutztes Gesicht.

„Hab' ich's Dir nicht gesagt? Die Wiener nannten meinen Herrn Ohm den Kinderdieb, nun eins von den hinweggetriebenen Rangen ist mein Pfauhahn, den hat er für sich behalten, weil er ihm's Herz gestohlen, hat der alte Narr gesagt. Den hat er nun gleich mitgenommen, weil er doch das Land meiden mußte, und draußen ist er ein bissel herangewachsen, dann, wie er wieder gekommen ist, hat er allen Menschen weiß gemacht, er habe sich draußen noch auf seine alten Tage ein junges Weib gefreit, eine Fürstentochter, hoho! die habe ihm das Kind geschenkt und sei in den Wochen gestorben. So hat er mich, den er nicht leiden mochte, weil ich viel von ihm erzählen konnte, um mein Erbe bringen wollen! Ich aber werd' ihm nun den Spaß verderben."

„So!" versetzte Kunz, der nun Alles begriff. „Und das hat der Alte auf dem Todtenbette gestanden?"

„Ja, es hat ihm doch keine Ruh' gelassen und er hat es dem Söhnlein, das er sich geraubt, erzählen müssen. Mein Claus aber, der schlaue Fuchs, hat dicht am Pfühl

des Alten im Bau gelegen, die Thüre, die er schon immer gut eingeschmiert hat, unmerklich offen, und das Ohr in der Spalte, daß ihm kein Wort entgangen ist. Der Lienhard hat's dann versprechen müssen, keinem Menschen was zu sagen, und zu bleiben, wozu ihn der Alte gelogen hat. Haha! Was er für ein Gesicht machen wird, wenn er sich spreizt und schön thut, mit seiner feinen Buhle, die er nun wird heimführen wollen als sein Weiblein und ich tret' jetzt vor ihn hin und spreche: „Wie kannst Du die Hand nach einer Edelmanns Tochter ausstrecken, Du Plattnerssohn aus der Landskrongasse?"

„Ein Plattnerssohn!" sagte Kunz. „Das ist Alles recht schön und ich glaub's auch! Aber wenn er nun die ganze Geschichte läugnet und sagt, das ist eine niederträchtige Lüge?"

„Das kann er nicht, der freche Bube!" rief Dietrich, von dem Einwurfe betroffen. „Ich schlag' ihn zu Boden, wenn er's thut."

„Wohl, Du schlägst ihn zu Boden und er ist todt — kommst Du dadurch zum Erbe, wenn Du's nicht beweisen kannst, und denkst Du, der Kaiser, dem er auch das Herz gestohlen hat, wie Deinem Oheim, wird Dir eine solche That hingehen lassen? Schau mich nicht so grimmig an, Diez. Der Kaiser ist doch immer Dein Lehnsherr und Du wirst Dich wohl noch besinnen, ehe Du Ernst machst

mit Deinen Anschlägen, Dir einen bessern Herrn im Dolmany zu suchen."

„Schweig, Kunz!" rief Wolffenegg aufgebracht. „Du willst mich nur ärgern!"

„Ich will Dich im Zügel halten, daß Du nicht durchgehest, wie ein hitziger Gaul. Ueberleg' Dir's doch selbst, was für Zeugniß hast Du? Der Alte ist gestorben, ohne zu beichten, er hat nur dem Jungen die Geschichte anvertraut und kein Anderer hat's gehört, als der Claus. Hat eines halseigenen Knechtes Zeugniß gegen seinen Herrn Geltung? Wer wird es annehmen und wollt' es der Richter selbst durch die Feuerprobe erhärten lassen, wie in alten Zeiten üblich, so wird sich der Claus nicht dazu hergeben! Ich sag' Dir aber, kein Richter nimmt sein Zeugniß an — der Kaiser aber wird Dich als falschen Ankläger, der den elenden Knecht nur gedungen, vor Gericht stellen und wer hilft Dir? Dann bleibt der Plattnerssohn in Deiner Sippschaft und Du kannst warten, was Dir geschieht."

Wolffenegg knirschte. „Ich will doch sehen, ob der Kaiser mich abweisen wird!" rief er.

Sie nahten dem Platz, welchen das Volk von der Kirche, die auf demselben steht, kurzweg den Peter nennt. Damals war diese Kirche, welche jetzt ein herrliches Bauwerk ist, noch in ihrer alten und unansehnlichen Gestalt, wie sie bereits zur Zeit der Karolinger, nachdem Karl der

Große die Avaren vertilgt und die Ostmark — Osterrichi's Anfang — gegründet hatte, in der Vindobona erbaut worden war. Von hier wollten die beiden Männer eben durch das Jungferngäßchen zur Brücke gehen, über den Graben — heut die Glorie von Wien an Schaustellungen von Pracht und Luxus, damals wirklich der Graben der innern Stadt — als der rothe Diez einen Reiter bemerkte, dessen Pferd er auf den ersten Blick erkannte, wenn ihm auch der Reiter fremd war. Ohne dem Gefährten eine Erklärung zu geben, trat er den Reiter an und fragte ihn, wo er das Pferd her habe. Dieser antwortete, über die barsche Frage verwundert, ziemlich kurz: „Gekauft!" und wollte vorüber reiten, aber Diez vertrat ihm noch einmal den Weg und sagte höflicher: „Ich weiß, wem dies Roß gehört hat und wundere mich, es in andern Händen zu sehen. Verzeiht daher, lieber Herr, wenn ich Euch frage, wo Ihr das Pferd gekauft habt und ob es ein junger Gesell in den Farben des Kaisers gewesen ist, der es Euch abgelassen hat?"

Der Fremde gab auf diesen angemessenern Ton Bescheid, daß er das Pferd zu Sanct Pölten gekauft habe, allerdings von einem jungen Manne, der aber nicht in des Kaisers Farben gekleidet gewesen sei, wenigstens habe er nichts davon bemerkt. Dann ritt er, ohne sich weiter aufhalten zu lassen, nach dem Stock am Eisen weiter und

Diez blickte ihm lange nach. „Das kann ich nicht begreifen!“ sagte er. „Mein falscher Vetter war auf diesen Gaul so stolz, wie auf seine italienische Mutter. Am Ende hat mir Einer den Gefallen gethan, ihn unterwegs zu erschlagen und da wär' mir freilich viel Verdruß erspart, beim Kaiser und vielleicht gar vor dem Lehnsgericht. Wär' er todt, so wollt' ich ihm meinen ritterlichen Namen im Grabe lassen, dann könnte mir Niemand mein Erbe mehr streitig machen und kann sein, daß ich dann ein frommer Mensch würde, der nichts Böses mehr zu thun braucht. Möglich ist's immer. Der Claus sagt mir, daß er ihn unterwegs fortgeschickt habe und ganz allein auf der Straße nach Steier und Linz weiter geritten sei — merkst Du? um Feinsliebchen gleich zu melden, daß er nun, ein Mann von Land und Leuten, wohl bei dem alten Hager ihrethalb anklopfen könne! Allein zu reiten, in den wilden Bergen, wo das ungeschlachte Volk der Messerschmiede wohnt, ist nicht geheuer — das geht zu viel mit der Schärfe um, als daß es sie nicht bei Gelegenheit gut brauchen sollte! Das stattliche Roß, das ihm einmal der Kaiser geschenkt hat, mag ihnen auch gefallen haben — Kunz, ich kann mir's wirklich nicht anders denken, verkauft hat der Fant dies Roß nimmermehr. Wer weiß, wo er ein Ende genommen hat! Die schöne Hetti wird wohl ein Paar Thränchen um ihn weinen, wenn's wahr ist, was der eitle

Geck überall ausgesprengt hat, aber laß gut sein, ihre blauen Aeuglein werden bald wieder hell werden und ich denke, daß sie mit einem Manne doch besser fährt, wie mit einem bartlosen Knaben!"

„Du hast schon Alles im Sack!" versetzte Kunz vom Wachberge im nüchternsten Tone, Beide schienen vollständig ihre Rollen vertauscht zu haben; von Dietrich's trockner Rede, durch welche er sonst besonders seinen vermeintlichen jungen Vetter zuweilen bis auf's Blut gereizt hatte, war keine Spur mehr vorhanden, er selbst wurde im Gegentheil jetzt von dem überlegenen Spotte seines Freundes gereizt und vermaß sich, ihn noch vor Weihnacht, wenn er nicht unterdessen im Kriege umkomme, zur Hochzeit zu laden.

So gelangten sie zur kaiserlichen Burg, wo Dietrich sich vorgenommen hatte, wenn es ihm irgend möglich sei, Zutritt bei dem Kaiser zu erlangen, noch heut seine schwere Beschuldigung wider den verstorbenen Oheim anzubringen und sein gutes Recht, das ihm durch Betrug vorenthalten werde, zu fordern. Er war im schlimmsten Falle gefaßt, dasselbe durch eine Zahl von Eideshelfern, deren Schwur er auf seine Seele nahm, nach altem, deutschem Brauch erhärten zu lassen, oder, was ihm das Liebste gewesen wäre, in einem Zweikampf vor Zeugen mit dem Knaben, den er für ein leichtes Spiel hielt, schneller zu Ende zu

bringen. Und es schien sich heut Alles nach seinen Wünschen zu ebnen, denn als er dem Kämmerer, der ihm nicht einmal besonders wohl wollte, sein Anliegen um eine Audienz vorgetragen und dieser mit zweifelhaftem Achselzucken, weil der Kaiser Vielen zu diesem Abend schon Gehör zugesagt, sich zum Hofmeister begeben hatte, um das Gesuch, das er selbst nicht abschlagen konnte, an höherer Stelle verweigert zu sehen, brachte der Höfling ihm mit veränderter Miene gar verbindlich den Bescheid zurück, daß des Kaisers Majestät befohlen habe, ihn augenblicklich vorzulassen. Da griff Dietrich von Wolffenegg nach seiner Angewohnheit siegstolz in den rothen Bart und schritt mit einem verächtlichen Lächeln an dem Hofschranzen vorüber.

Aus dem Zimmer des Kaisers traten mehrere Personen, welche augenscheinlich unzufrieden waren, so schleunig entlassen worden zu sein, denn sie warfen dem Bevorzugten, der die Ursache war, nicht eben liebreiche Blicke zu. Er aber kehrte sich nicht daran, sondern trat über die Schwelle, wo ihn der Kaiser, in seinem Lehnstuhle sitzend, mit freundlicher Miene erwartete. Der dienstthuende Edelknabe verließ augenblicklich das Gemach und Wolffenegg, von seinem Lehnsherrn aufgefordert, nahte sich ihm mit festem Schritt und beugte sein Knie. Der Kaiser hieß ihn aufstehen und sprechen.

„Es wird Eurer Majestät gewiß nicht unbekannt

sein," begann Dietrich, „daß mein Oheim, Veit von Wolffenegg, am verwichenen Kornelitag verstorben ist."

„Ich weiß es," antwortete der Kaiser. „Der Lienhard hat es mir gemeldet."

„Will Eure Majestät mir gnädig gestatten, daß ich meine Rede freimüthig vorbringe?" fragte Wolffenegg, welchem vor der Entscheidung, der er nun entgegen ging, das Herz, trotz der äußern ruhigen Haltung, dennoch gewaltig stürmte. „Will Eure kaiserlichen Gnaden mich anhören?"

„Das thue ich dem Geringsten meiner Unterthanen," erwiederte Friedrich der Dritte. „Sprich."

„Mein Oheim ist nun todt und sein Erbe soll dem Lienhard zufallen, den er seinen Sohn genannt hat, von einer Fürstin aus dem Hause Maricalandi. Ich aber stehe hier vor Eurer kaiserlichen Majestät und behaupte, daß Lienhard nicht meines Oheims Sohn ist, sondern eines Bürgers Sohn, den mein Oheim als Knabe zu sich genommen und erzogen hat, um ihn für sein eigenes Kind, zum Schaden und Nachtheil der ganzen Ganerbschaft, absonderlich meiner, auszugeben. Ich behaupte das und will es beweisen durch Einen, der es aus dem eigenen Munde meines Oheims Veit gehört hat, und so dies Zeugniß nicht für gültig erachtet werden sollte, will ich es durch Eid

und Eideshelfer, auch, wenn Eure Majestät es genehmigt, mit dem Schwerte gegen Jedermann beweisen."

Er hatte im Eifer, seine ganze Sache mit einem Male vorzutragen, nicht beachtet, daß der Kaiser schon beim Eingange seiner Rede ihn hatte unterbrechen wollen und nur, weil er ihn so gar eifrig sah, hatte gewähren lassen. Jetzt bemerkte er aber, daß des Kaisers Blick mißbilligend auf ihm ruhte und er setzte, sich schnell mäßigend, ehrerbietig hinzu: „Eure Gnaden glaubt mir nicht!"

„Doch, Diez!" erwiederte der Kaiser mild. „Ich weiß das Alles schon!"

„Wer hat Eure Majestät davon in Kenntniß gesetzt?" rief Wolffenegg erfreut und staunend.

„Der Lienhard selbst," antwortete der Kaiser und schien sich an Dietrich's maßloser Verwunderung, die ihm alle Geistesgegenwart raubte, zu weiden. Dann sprach er lächelnd: „Glaubst Du, daß ich mich so in Einem, dem ich mein Wohlwollen zugewendet, getäuscht haben könne? Daß er fähig sei, irdische Güter, die ihm durch ein unrechtes Thun zugefallen, wider besseres Wissen als sein ihm gebührendes Eigenthum behalten und Dir, dem sie von Rechtswegen gehören, vorenthalten könne? Merke wohl, Dietrich Wolffenegg! Wie es auch mit Deinem Zeugniß beschaffen gewesen sein möge, es wäre Dir schwer geworden, es wider einen unbescholtenen Leumund aufrecht

zu halten. Doch ist das nun vom Uebel. Geh' hin, such' Dir den Lienhard auf, und danke ihm, daß er in Ehren vor Gott und mir bestanden ist. Ihr werdet, hoff' ich, nun bessere Freunde sein, als vorher. Alles Land und Gut, was Dein Oheim Veit hinterlassen hat, ist Dein. Morgen oder wenn Zeit ist, werde ich weiter von Dir hören." Er entließ mit diesen Worten den bestürzten Mann, der sich kaum so weit fassen konnte, in geziemender Weise sich von seinem Herrn zu verabschieden.

Das erste Gefühl, das ihn wohlthuend durchströmte, als er das Zimmer des Kaisers verlassen hatte, war das eines aufrichtigen und freudigen Wohlwollens für Lienhard, die Anerkennung seiner edlen Selbstverläugnung und er schämte sich nun aller Gehässigkeit, welche er gegen ihn im Sinn getragen hatte. Sobald er des Kämmerers in den Vorgemächern ansichtig wurde, fragte er nach ihm. Wenn der Kaiser Lienhard gesprochen hatte, mußte dieser ihn doch gesehen und angemeldet haben. Aber der Kämmerer wußte gar nichts von ihm und begriff nicht, wie Lienhard ohne ihn zum Kaiser gedrungen sein könne. Endlich fiel ihm ein, daß der Kaiser gestern längere Zeit die Burg verlassen habe und es war nun kein Zweifel für Dietrich mehr, wie der junge Mensch ihm genaht sei. Leichten Herzens eilte er, den grämlichen Kunz aufzusuchen, der ihm wohl das Glück nicht gönnte und ihm nur aus Neid so viel Schwierigkeiten

vorgestellt hatte. Er fand ihn aber nicht und hatte denn Muße, sich in aller Ruhe zu überlegen, ob er ohne Säumen nach Steiermark aufbrechen solle, um durch ein Herdfeuer, das er als Herr des Hauses anzünde, von seinem Erbe rechtlich Besitz zu nehmen oder ob er zuerst den armen Teufel, der aus dem weichen Neste geworfen worden sei, aufzusuchen, und mit ihm eine Rücksprache zu nehmen habe. Es war ihm fast, als müsse das sein. Auch fühlte er keine Spur von dem alten Groll mehr, mit welchem er den jungen Vetter, dessen Berechtigung er ja schon immer bezweifelte, verfolgt und oft bitter gereizt hatte. Im Gegentheil that ihm das junge Blut in dieser ersten Aufwallung menschlichen Gefühls, das die Sonne des Glücks wie eine schöne Blume aus hartem Gestein in ihm erweckt hatte, von Herzen leid: der Knabe konnte doch nichts dafür und hatte es nicht gewußt, daß er vom Alten betrüglich in das Erbe gesetzt worden war und wenn er in der Huld des Kaisers und der schönen Frauen am Hofe ein Geck geworden, so waren diejenigen Schuld, welche ihn so verzogen hatten! Diese Anschauung mußte doch wohl die rechte sein, da nun der rothe Diez eben so darüber dachte, als die Jungfrau, welche von Lienhard in seiner maßlosen Eitelkeit empfindlich gekränkt worden war. Leid that der arme Bursch nun dem bisherigen Vetter, denn was sollte er anfangen? Verweichlicht, an keine harte Arbeit ge-

wöhnt, nicht stark genug, Müh' und Anstrengung zu ertragen, was sollte aus ihm werden? Ein Plattner, wie sein Vater gewesen war oder ein anderer Handwerksmann? Verstand er etwas von irgend einem Handwerk und sollte er, auch wenn er vergaß, wie vornehm er gewesen war, erst mit achtzehn Jahren in die Lehre gehen, sich Arbeit und Strafen vom Meister gefallen lassen? Dazu war er nicht! Ein Kriegsmann werden? Dazu gehörte eine ganz andere Natur. Welcher Hauptmann hätte diesem schwächlichen Buben Handgeld gegeben? Höchstens als Schreiber bei einem Fähnlein wär' er zu gebrauchen gewesen, denn er konnte, wie Diez mit verächtlicher Miene gesehen hatte, gar schöne krause Buchstaben malen. Jetzt fiel's ihm ein! Er mußte sich irgendwo als Schreiber bei einem der Herren verdingen, die selbst sich nicht mit Schreiben abgaben, vielleicht bei einem Bischof oder Prälaten, oder am besten wär' er vielleicht gar in einem Kloster aufgehoben gewesen? Das war das Rechte! Da gab's keine Müh' und schwere Arbeit, wenigstens nicht mehr, wenn er erst Profeß gethan hatte, vielmehr gab's fette Bissen, wenn er nicht grade eine strenge Ordensregel erwählte und wer weiß, ob er's nicht einmal später zum Pater Guardian oder gar zum hochwürdigen Abt bringen konnte! Dabei sah man nur auf ehrliche und nicht auf adelige Geburt und ein ehrlicher Mann war doch gewiß Meister — wie hieß er doch? — der Plattner in

der Landskrongasse gewesen! Ob Diez nicht dort nach dem Lienhard forschen sollte? Aber er lachte über diesen Gedanken. Konnte er glauben, daß Lienhard, nachdem er so hoch gestanden hatte, sich erniedrigen und wie ein verlorner Sohn in das Bürgerhaus seiner Eltern zurückkehren werde, um dort vielleicht auch mißtrauisch, ob sein Vorgeben wahr sei, aufgenommen zu werden? Eher schien es Diez möglich, daß Lienhard ihn aufsuchen und da er doch bis dahin als sein Vetter gegolten, um Rath und Beistand bitten werde, den er, in seiner jetzigen Stimmung, ihm auch nicht verweigert hätte. Er gab daher den Gedanken auf, in der Landskrongasse nach einer Plattnerwittwe, deren Namen er nicht einmal wußte, zu forschen und schritt wohlgemuth nach seiner Herberge, nicht weit von Maria Stiegen in der Salvatorgasse, zurück, wo er sich mit dem behaglichen Gefühl eines sorgenfreien Mannes auf sein Lager streckte. Morgen werde sich Alles finden, dachte er; und wenn Lienhard wider Erwarten nichts von sich hören lasse, wollte er denn doch nach seiner neuen Besitzung aufbrechen, um dort, wo schon bedeutende Streifparteien ganz in der Nähe sein mußten, nach dem Rechten zu sehen.

Lienhard weilte allerdings noch zu Wien, aber es wäre wohl Jedermann schwer gefallen, seinen Aufenthalt zu ermitteln, da er nicht gesonnen war, sich öffentlich zu zeigen, bis er zu einem festen Entschluß gekommen sein

würde. Der Erlös seines Pferdes, das er wirklich verkauft hatte, weil er es nicht mehr erhalten konnte, sicherte ihn für die erste Zeit vor Mangel. Das Pferd war ihm vom Kaiser geschenkt, also sein Eigenthum, über das er frei verfügen konnte. Er bedurfte dessen aber auch nicht mehr, wenigstens wie ihm seine formlose Zukunft vorschwebte. Die Farben des Kaisers hatte er noch einmal, zum letzten Male, angelegt, um vor seinem Herrn zu erscheinen, dem er die traurige Wendung, welche sein Geschick genommen hatte, entdecken und sich von Ihm auf immer verabschieden wollte, da seine zu Tage gekommene Geburt kein Recht mehr gab, sich unter die Edeln und Vornehmen seines Hofes zu mischen. Sein Platz wäre unter dem niedern Gesind gewesen und dorthin sich zu stellen, besaß er die Seelenkraft noch nicht. Ihm graute überhaupt, die Prachtgemächer der Kaiserburg, in welchen er einst so stolz gewandelt war, noch einmal zu betreten, all' den Gesichtern wieder zu begegnen, die ihn in seinen glücklichen Tagen gesehen hatten. Durch die Reihen der Höflinge jetzt in seiner Demüthigung zu schreiten, wäre ihm gewesen, als würde er, wie ein verurtheilter Kriegsknecht, durch die Spieße in den Tod gejagt. Zum Glück war ihm diese Qual vor der Hand noch erspart worden. Er begegnete dem Kaiser, welcher von wenigen Herren begleitet, in Person auf dem Rathhause gewesen war, um mit dem Bürgermeister, den Viertels-

meistern und Rathsherren der Stadt in Bezug auf die Gestellung zum Kriege zu verhandeln. Der Kaiser war ungern dorthin gegangen, weil er dergleichen Verhandlungen nicht liebte. Er hatte Ursache dazu, seit dem Landtage, der im Jahr 1462 abgehalten worden war, damals im Augustinerkloster. Der „Ehrenspiegel des Erzhauses Oesterreich," eine der lautersten Quellen der Geschichte, sagt über diese Versammlung so treffende Worte, daß wir sie auch für andere Zeit gültig wiedergeben wollen. „Als der Bürgermeister sammt den Rathsherren sich dahin verfügte, folgten ihnen viele Burger, auch vom Poebel etliche Handwerksbursche; dieser ihr unvernünftiges Geschrey, Gemürmel nnd Gewäsche (wie denn der ungehirnte Pöbel, wo er sich regen darf, gar laut zu reden pfleget) machte sich so breit im Saal, daß die andern nichts vortragen oder abreden konnten. Erzherzog Albrecht erregte wider Kaiser Fridrichen das Thier mit den vielen Köpfen." — Dieses Thier, wie es nicht blos der ehrliche Fugger genannt hat, war aber diesmal nicht zugelassen worden und es hatte eine ziemlich gute Vereinbarung Statt gefunden, so daß der Kaiser in besserer Stimmung zurückkam, als er hingegangen war. Im Begriff, wieder aufzusitzen, war er seines Lienhard ansichtig geworden, der mit klopfendem Herzen, daß ihm eine so günstige Gelegenheit vorüber gehen sollte, unter den Bürgern stand, welche sich allmählig versammel-

ten, um die gefaßten Beschlüsse zu vernehmen. Der Kaiser hatte Lienhard sogleich zu sich gewinkt und als dieser ihm auf Befragen den Tod seines Vaters, wie der Monarch Herrn Veit noch nannte, gemeldet und sich ein Herz gefaßt hatte, um ein kurzes Gehör zu bitten, war der Fürst so gnädig gewesen, ihm dasselbe sogleich in einem der nächsten Zimmer des Rathhauses zu bewilligen, sehr zum Erstaunen seines Gefolges.

Da hatte Lienhard Alles berichtet und den Kaiser dann gebeten, ihn seines Dienstes zu entlassen. Dieser war über die seltsame Erzählung sehr erstaunt gewesen und hatte ernsthaft gefragt, ob sie Lienhard auch für wahr und nicht etwa für eine bloße Phantasie des Fiebers halte; als ihm aber Lienhard seine Ueberzeugung und die Gründe dafür ausgesprochen hatte, war er erst eine Weile still gewesen und dann mit der Frage hervorgetreten, ob Lienhard es darauf ankommen lassen wolle, bis die wahren Erben ihr Recht fordern würden. Wie nun Lienhard sogleich mit edlem Unwillen gesagt, daß er nur darum hier sei, um das Erbe, das ihm nicht zukomme, für den Nächsten, welches Dietrich sei, in die Hand des obersten Lehnsherrn zu legen, hatte ihm der Kaiser die Hand auf die braunen Locken gelegt und seinen Entschluß gelobt, mit den Worten: „Das wird Dir Segen bringen, mein Sohn. Warum willst Du aber meines Dienstes entlassen sein? Steht es mir

nicht frei, Dir den Adel, welcher Dir genommen worden ist, nun selbst zu verleihen?"

In diesem Momente waren dem Jünglinge die Worte wieder eingefallen, welche einst die Erzherzogin Kunigunde zu ihm gesprochen hatte, als er eines grundlosen Rühmens überführt, beschämt vor ihr gestanden, die Worte, welche ihn damals empfindlich gekränkt hatten: „Nur ein großes Unglück kann Euch adeln." Damals hatten sie ihn gekränkt, jetzt wirkten sie erhebend auf ihn und er erwiederte auf die gnädige Aeußerung des Kaisers:

„Wohl hat Eure Majestät das Recht und die Macht, Adel und Ritterschlag nach Belieben zu ertheilen. Wenn mir aber dies Glück zugewandt würde und Einer fragte mich, wodurch ich desselbigen würdig geworden sei, müßte ich die Antwort schuldig bleiben. Diese Demüthigung wolle mir mein gnädiger Kaiser huldreichst ersparen."

Da hatte ihn der Kaiser umarmt und ihm versprochen, weiter für ihn zu sorgen. Er möge einstweilen, wenn er es wünsche, seinen Dienst verlassen, bis sich die losen Zungen über seine Geschichte müde geredet hätten, aber er solle wieder kommen, das möge er ihm versprechen. Lienhard war mit Thränen niedergekniet vor seinem gütigen Herrn, welchem selbst die Augen beim Abschiede von dem Jünglinge, dem er nun einmal seine besondere Huld geweiht hatte, feucht geworden waren. „Ich werde kommen, wenn ich

durch Thaten würdig bin, Eurer Majestät Antlitz wieder zu schauen," mehr hatte der Tiefbewegte nicht zu sagen vermocht und auf des Kaisers letzte Frage, wohin er sich vorerst wenden und was er beginnen wolle, hatte er nur demüthig das Haupt geschüttelt, denn er wußte es in diesem Momente allerdings selbst noch nicht. Dann war er mit dem wiederholten Versprechen des Kaisers, daß er für ihn sorgen werde, sobald er zu ihm zurückkomme oder im Kriege, der schon begonnen habe, ein Amt begehre, entlassen worden. Der Kaiser war, von dieser wunderbaren Schicksalswendung ganz erfüllt, in die Burg zurückgeritten, wo er seiner Tochter Gemach alsbald aufgesucht und ihr Alles erzählt hatte, was die Erzherzogin um ihrer Hedwig willen mit dem tiefsten Antheil vernahm. Lienhard aber hatte sich nun dem Gedränge der Menschen, welches die Straßen auf dem Wege des Kaisers füllte, entzogen und die Freistatt aufgesucht, welche er gleich bei seiner Ankunft gewählt hatte und der kein ungeweihter Fuß nahen durfte. Der rothe Diez hatte nicht ganz Unrecht, als er für ihn das Kloster für eine passende Zuflucht gehalten; es kam nur darauf an, ob zum ewigen Verweilen oder nur zur Fassung und Kräftigung für die bevorstehenden Kämpfe in der Welt.

Lienhard hatte nun die Farben des Erzhauses mit den bedeutungsvollen Initialen abgelegt, welche schon Kaiser Albrecht der Zweite und nicht erst der Jetztregirende,

wie es in vielen Schriften verbreitet ist, zu seinem Symbolum gewählt hatte. Er warf noch einen langen Blick auf die fünf in kunstreichen Schnörkeln gestickten Vocale, deren Deutung im Laufe der Zeit so vielfach und verheißungsvoll für Oesterreich ausgeführt worden ist: in dieser Scheidestunde schien sich in ihnen, auch für des Jünglings Zukunft ein geheimnißreicher Sinn zu verhüllen. Doch war jetzt nicht Zeit, sich in phantastische Träumereien, wie er einst in seinem müßigen Leben nur zu oft gethan, zu wiegen, die Wirklichkeit mahnte gebieterisch, sich von Allem, was an die nächste Vergangenheit erinnerte, loszureißen. Er rollte dann die Zeichen frühern Glanzes und Glückes zusammen und übergab sie einem der frommen Väter, welche ihn bei sich aufgenommen hatten, zur Verwahrung. Ein dunkles, schmuckloses Wamms, das einfachste, das er besessen hatte, umfing jetzt seine schlanke Gestalt, kein kurzer Mantel, wie er von den Vornehmen, nach burgundischer Sitte, getragen wurde und er selbst ihn einst mit vollendeter Kunst um seinen linken Arm zu schlagen verstanden hatte, hing mehr auf seiner Schulter; das zierliche Barett mit der Feder, das zu seinen braunen Locken so vortrefflich gestanden, war der ganz gewöhnlichen in Kapuzenform abgerundeten Gugel gewichen und er hätte sich selbst nicht wieder erkannt, wenn in seiner Zelle einer der neu eingeführten Rundspiegel aus Venedig ihm sein Bild zurück ge-

worfen hätte, oder er, wie auf dem Altensteig, sich in einem blanken Schilde hätte spiegeln können; bei seiner ersten Anwesenheit war das gewesen, ihm aber schwebte jetzt nur seine letzte vor, wo er einen Abschied auf immerdar genommen hatte.

Alles hatte er nun verloren, woran sein Herz bisher in jugendlichen Gefühlen gehangen hatte. Der Mann, der ihm ein Vater gewesen war, sein Herr und Kaiser, die Geliebte, seine glückliche Stellung im Leben, Alles war ihm verloren. Welchen Ersatz sollte er dafür finden? Diese Gedanken beschäftigten ihn, als er sich endlich aufmachte, nach seinen wahren Verwandten zu forschen. Er hatte bis jetzt zu keinem Menschen davon gesprochen und es war in ihm ein seltsamer Zwiespalt des natürlichen Gefühls, das ihn mit einer wahren Sehnsucht trieb, zu erfahren, ob ihm noch eine Mutter lebe und ob sie ihn wieder kennen, wieder aufnehmen werde, mit dem widerstrebenden Gefühl entstanden, das ihm das Blut in stärkere Wallung setzte, wenn er sich die Genossenschaft dachte, auf die er bisher mit allem Hochmuth eines Ritterbürtigen herabgesehen hatte, und die er nun aufsuchen wollte, um sich in ihrer Mitte als ein Sproß, derselben aufnehmen zu lassen. Heut, als er den Vorsatz, mit dem er schon lange gerungen, endlich ausführte, nahm ihm der innere, stärker auflodernde Streit so sehr die äußeren Sinne gefangen, daß er, einem Träu-

menden gleich, durch die Straßen der Stadt schritt und gar nicht bemerkte, daß seine Erscheinung Aufsehen erregte. Denn er nahm nicht allein den mittelsten Streig der Gassen ein und wich in seiner Zerstreuung keinem Begegnenden aus, sondern sein Gang, seine ganze Haltung, wie sein edles Gesicht, das lange Lockenhaar, welches nicht recht zu dem bürgerlichen Kleide paßte, machte ihn zum Gegenstande der allgemeinen Beachtung. Hatte er in der Kaiserburg, oder wo er die Zimmer der Damen nach der Sitte betreten durfte, die Blicke vornehmer Frauen auf sich gezogen, hier, in den engen Gassen, welche er zur Stunde des Feierabends durchschritt, hätte er sich auch nicht über Geringschätzung zu beklagen gehabt. Aus manchem der kleinen Fenster, an denen er, ohne rechts oder links zu sehen, vorüber wandelte, blickten Mädchenaugen dem schmucken Gesellen, der so stolz und aufrecht seines Weges ging, verwundert nach. Er aber dachte jetzt an ganz andere Dinge, als seiner Eitelkeit zu fröhnen, und die innere Unruhe wurde immer stärker, je mehr sich ihm die Nothwendigkeit darstellte, in der Stadtgegend, die er nun erreicht hatte, endlich eine Frage zu thun. Es war ein Moment, von welchem vielleicht die ganze Gestaltung seines künftigen Schicksals abhing.

An einer Hausthür lehnte ein alter Mann, der schien ihm endlich der Rechte zu sein. Er hatte sich bereits, seitdem er die Gasse betreten hatte, welche ihm als seine Heimath

genannt worden war, mehrfach umgeschaut, wen er wohl fragen könne, hatte auch Leute genug bemerkt, aber zu keinem Gesicht ein rechtes Zutrauen fassen können, oder war es die Scheu vor Entscheidung, welche manche Menschen zum Aufschub verleitet, so lange es noch irgend möglich ist? Der alte Mann, der vor einem der letzten Häuser am andern Ende der Landskrongasse, wo sie schon an die Münzerstraße, den jetzigen Bauernmarkt, stößt, in der Thür lehnte, vom Tagwerk, vielleicht auch vom langen Leben müde, flößte aber nun dem Jünglinge durch sein ehrbares Gesicht Vertrauen ein und er trat ihn an.

„Seid Ihr hier zu Hause?“ fragte er ihn mit stokkendem Athem.

Die kurze Frage, deren Ton ihm so wenig gefiel und die stolze Haltung des jungen Menschen, welche diesem aber schon zur zweiten Natur geworden und jetzt nicht Anmaßung war, zogen Lienhard einen starren Blick des Alten zu, der seine Stellung nicht veränderte, sondern nur eine eben so kurze Antwort gab: „Mein Haus!“

„So werdet Ihr mir sagen können, ob in dieser Gasse ein Plattner gewohnt hat —“ das Eis war gebrochen und Lienhard fand nun in seinem Geiste die Fragen wieder, welche er sich bereits überlegt und zu thun vorgenommen hatte.

„Ich bin selbst ein Plattner,“ antwortete der Alte und maß den jungen Menschen mit einem etwas verän-

derten Blicke, da er nach dem Handwerk fragte und vielleicht irgend eine Bestellung brachte.

„Ich meine — ob hier ein Plattner, der längst verstorben ist — gewohnt hat — sein Name —" hier stockte Lienhard von Neuem der Athem in der Brust, als er den Namen aussprechen sollte, der so ganz und gar mit dem stolzen, den er bis jetzt geführt hatte, im Gegensatz stand.

„Längst verstorben?" fragte der Alte. „Hier haben, seit langer Zeit, nur zwei Plattner gewohnt, ich und mein Schwiegersohn — der ist todt — meint Ihr den? Der hieß Maislhelfer."

Es durchzuckte den Jüngling wie ein kalter Stahl bei dem Wort. Hier stand er vor seinem Großvater! Und so hatte die Unnatur des Verhältnisses, in welches ihn ein fremder, selbstsüchtiger Wille gezwungen hatte, ihn losgerissen von allen Banden, die ihn durch seine Geburt mit den Seinigen verknüpft hatten, daß ihm war, als müsse er, ohne mehr zu fragen und zu hören, augenblicklich sich abwenden und hinwegeilen, um sich auf ewig aus der Heimath zu verbannen, zu fernen Gestaden, wo kein Mensch ihn kenne. Aber er fand doch die Kraft schon, dieser feigen Anwandlung zu widerstehen — mit dem ersten Siege über sich selbst wächst ja die Kraft und dies war nicht der erste Sieg für ihn, den hatte er bereits errungen, als er dem Versucher widerstanden hatte, der ihn rieth, das Geständniß des

Sterbenden, wie dieser von ihm verlangt hatte, zu verschweigen.

„Maislhelfer," wiederholte er. „Den meine ich. — Er war Euer Schwiegersohn — lebt Eure Tochter noch?"

Der sonderbar bebende Ton, mit welchem der Fremde diese Frage aussprach, mußte dem alten Plattner auffallen, er machte ihn aber, wie es bei Leuten seines Schlages oft der Fall ist, eher mißtrauisch, als neugierig. Was hatte dieser junge Mensch für einen Grund, nach seiner Tochter zu fragen? Einen Grund gewiß, aber es mußte ein schlechter sein, daß er nicht von selbst damit herausrückte, man sah ihm ja auch das böse Gewissen an, denn er konnte keinen Menschen grade in die Augen schauen, sondern stand vor ihm, als wollt' er die Kiesel zählen.

„Habt Ihr mit meiner Tochter etwas zu schaffen?" fragte der Alte mürrisch.

In diesen Worten lag wohl die Gewißheit, daß sie noch lebe und von diesem Gedanken hingerissen, rief Lienhard, indem er rasch aufblickte: „O führt mich zu ihr! Ich habe ihr eine gute Nachricht zu verkünden."

„Ei seht doch!" entgegnete der alte Mann. „Und wenn's eine gute Nachricht ist, warum haltet Ihr damit hinter'm Berge?"

„Ich kann es — nur ihr sagen!" rief Lienhard.

„So! Nun dann behaltet sie für Euch," erwiederte der Alte. „Ich kann Euch weiter nicht helfen."

„Hat sie noch mehr Kinder? O sagt mir das!" bat Lienhard, der den hartnäckigen Meister nicht begriff, aber gleich noch mehr wissen wollte, Alles auf einmal, was ihn der Entscheidung so nah, in stürmische Aufregung setzte. Er achtete darauf kaum auf die verdächtige Miene, mit welcher ihn der Alte anblickte.

„Mehr Kinder?" entgegnete dieser. „Was meint Ihr damit? Mehr, als wie viel, denkt Ihr?"

„Sie hat vor längern Jahren ein Kind auf eine grausame Weise verloren —"

„Eins?" wiederholte der Meister, mit einer ungeduldigen Bewegung der Achsel.

„Guter Meister —" sprach Lienhard, indem er sich umsah, und ohnehin schon erglüht vor innerer Bewegung, jetzt noch tiefer erröthete, als er sah, daß von den Nachbarshäusern, wo auch Menschen vor den Thüren standen, und aus den Fenstern gegenüber neugierige Augen nach ihm schauten — „guter Meister, wir sprechen hier auf offener Gasse — wollt Ihr mich nur ein Weilchen in Euer Haus treten lassen —?"

Dies Verlangen erschien dem mißtrauischen Alten nur noch verdächtiger. Der fremde Gesell, der in seinem Wesen, wie in seiner Sprache etwas hatte, das gar nicht

zu seinem Rocke paßte, kam ihm jetzt ganz wie ein Verkappter vor, der irgend einen bösen Anschlag im Schilde führte und sich nur eines Vorwandes bediente, um in sein Haus zu dringen, wo er vielleicht schon gute Gelegenheit wußte.

„Mein Haus ist keine Herberge," erwiederte er unfreundlich. „Wird auch gleich gesperrt."

Vor dieser Begegnung krampfte sich des Jünglings Herz zusammen, noch war das verhängnißvolle Wort nicht über seine Lippe gekommen, das Wort, das ihn unauflösbar an diesen alten Mann gefesselt, vielleicht — empörender Gedanke! — unter seine Botmäßigkeit gebracht hätte. Der alte Stolz, den er auf dem Bergschloß in Steiermark und am Kaiserhofe empfangen und genährt hatte, erhob sich mit neuer Gewalt aus dem Staube der Selbsterniedrigung, in welchen er jüngst niedergebeugt war — mit einem Schlage war dieser Feind nicht zu vernichten gewesen und er kehrte noch oft zurück, ehe er sich zu edler Gestalt läuterte.

„Ich habe keine Herberge von Euch verlangt!" sagte Lienhard, das Auge mit dem funkelnden Blick, der ihm in gereizter Stimmung eigen war, auf den Meister richtend. „Was ich Euch zu sagen hatte, wollte ich nur der ganzen Gasse nicht zu hören geben. Beliebt's Euch nicht, so geh' ich meines Weges." Er fühlte den Zwiespalt, der sein

Herz zerriß, in frischer Kampfwuth sich regen, sollte er, dem Ziele so nah, es wiederum verloren geben? Die Mutter, von der er nun gehört, an deren Schwelle er stand, nicht sehen, sich ihr nicht entdecken, die ihn vielleicht doch erkannte, obwohl er vor fünfzehn Jahren vielleicht, er wußte ja die Zeit nicht einmal, ihr entrissen worden war?

Der Alte horchte jetzt auf und seine Miene veränderte sich. Er würde aber doch, zäh wie er war, dem Jüngling, der ihm schon den Rücken kehrte, nicht nachgerufen haben, wenn nicht eine kleine Frau neben ihm erschienen wäre, die ihn ohne viele Umstände zur Seite schob und Lienhard mit hurtigen Schritten einholte.

„Er meint's nicht so bös," sagte sie, indem sie mit ihren lebhaften, unter starken Brauen hervorblitzenden Augen zu ihm empor sah. Auf einmal erschrack sie. Ein Ausruf des Staunens, der Bestürzung — in Lienhard's Seele, als er diesen Eindruck bemerkte, schlug wie ein Blitz der Gedanke: das muß meine Mutter sein!

Zehntes Capitel.

Das Vaterhaus.

Mit welchen Gefühlen folgte Lienhard der alten Frau, als sie ihn bat, nur wieder umzukehren und mit ihr herein zu kommen, er meine es nimmer so bös, als er thue und was er ihm zu sagen habe, brauche freilich die ganze Gasse nicht zu hören; wenn auch das Haus keine Herberg sei, so finde sich immer noch ein Plätzchen für einen Gast und wenn er fremd sei in Wien, könne er wohl auch im Hause nächtigen. Lienhard hörte ihre gutmüthige Rede kaum, vor dem Sturme, der ihn jetzt fast aller Fassung beraubte. Er hatte sich, seit er von seiner Herkunft gehört, wohl ein Bild von seiner Mutter, wenn sie noch lebe, gemacht, aber die Umrisse dazu und die Farben hatte ihm seine Welt geliefert, nicht die Wirklichkeit, in welche er nun trat. Eine demüthige Frau, einfach im Aeußern, anspruchlos in aller Beziehung hatte er sich wohl gedacht, aber doch immer ein Wesen, das er beim ersten Anblick lieben und verehren könne, jung noch, denn er war ja selbst erst achtzehn Jahre alt, von bürgerlichem Wesen wohl, aber nicht gemein! Wie fand er Alles nun anders — diese kleine bewegliche Frau, so alt, so häßlich! Und es war doch gewiß, er konnte nicht zweifeln, seine Mutter!

Das Herz wollte ihm brechen — er hätte weinen mögen, wie er als Kind, da ihn die fremden Reiter in der Brühl hinwegrissen, geweint haben mochte. Aus welchem unnatürlichen Grunde aber jetzt! Dies Gefühl, daß es Sünde sei, was ihn jetzt bewege, war es eben, wovon ihm das Herz brechen wollte.

Sie führte ihn in das Haus, dessen Thüre der Meister, ohne sich weiter um ihr Thun zu kümmern, schon verlassen hatte. Ein schmaler dunkler Gang öffnete sich vor Lienhard, die kleine Frau nahm ihn bei der Hand, damit er sich nicht im Finstern stoßen solle und rief laut: „Vater!" Der hörte aber nicht, und sie brummte darüber, daß er die Stubenthüre nicht aufmache, um ein wenig Helle in den dunkeln Gang zu lassen, wo sie freilich Bescheid wußte, der Gast aber nicht, der auch wirklich gegen die scharfe Ecke eines Schreins, vor welchem die Führerin ihn vergeblich gewarnt hatte, anstieß, daß es ihn empfindlich schmerzte.

„Hier hinein, junger Herr," rief sie, indem sie endlich eine Thüre aufriß. „Hat's Euch weh gethan, armes Herrlein? Schau, da sitzt er leibhaftig! Nun, Vater, schämst Dich nicht, wenn Dich Einer besuchen will?"

Der Meister hatte auf diesen Besuch wohl nicht mehr gerechnet, noch weniger schien er ihm angenehm zu sein, doch da er einmal im Hause war, stand er auf und reichte ihm

die harte Hand. „Schaff' Licht!" sagte er zu der Frau, welche sich nun eilig entfernte, um die Lampe zu holen, denn in der Stube war es auch schon ziemlich dunkel, da das sinkende Tageslicht nur spärlich durch die kleinen Fenster mit den vielen runden Scheiben eindrang. Lienhard's Herz war gepreßt, aber er mußte nun sprechen.

„Ihr haltet mich für sehr zudringlich —" begann er, da der Meister offenbar seine Anrede abwartete. „Aber Ihr sollt gleich hören — — wenn — Eure Tochter kommt —"

„Was redet Ihr da für Dummheit!" fuhr der Alte mit starker Stimme auf. „Meine Tochter! Laßt ihr die Ruh' — was sollen die gotteslästerlichen Reden!" Lienhard konnte im Halbdunkel nicht sehen, daß der alte Mann bei seinen Worten erschrocken war und sich bekreuzt hatte.

In diesem Augenblicke kam die Frau mit der Lampe zurück, ihr folgte ein junges Mädchen, das mit sichtlicher Bestürzung den fremden Gast, auf dessen Gesicht, da er sein Haupt entblößt, der volle Lichtschein fiel, anstarrte. Hatte ihr denn die Frau, mit welcher sie kam, nicht ein Wort über seine Anwesenheit gesagt?

Auf einmal fiel es auch dem Meister, als er das junge Mädchen an der Thüre und nicht weit von ihr den Fremden anblickte, wie Schuppen von den Augen. Das war es ja, was die Frau gleich, wie sie auf der Gasse zu

Lienhard aufgeschaut, so mächtig überrascht hatte: diese wunderbare Aehnlichkeit! Sie trat noch mehr hervor, wenn man die Beiden neben einander stehen sah. Lienhard selbst war betroffen: er hatte zu oft sein Antlitz in selbstgefälligem Thun im Spiegel geschaut, um nicht zu wissen, wie jeder Zug desselben aussah und der letzte Rest seiner Fassung ging ihm nun verloren. Er hätte vorbereitet sein können, auch noch Geschwister zu finden und wenn er sich einmal entschlossen hatte, die Schwelle seines Vaterhauses, wo er im bürgerlichen Stande geboren war, zu überschreiten, so mußte er doch nicht von Allem, was ihn dort erwartete, wieder in die alten Zweifel zurückgeworfen werden!

„Mutter!" rief der Greis. „Schau doch her!"

„Ihr seid — nicht wahr? Ihr seid die Wittwe," stammelte Lienhard, „welcher vor vielen Jahren fremde Reiter in der Brühl —" hier übermannte ihn seine Bewegung, daß er inne halten mußte. Aber die Frau, welche die Lampe nun eilig auf den Tisch gestellt hatte, rief, die Hände zusammen schlagend: „Was redet Ihr da! Meine Tochter war das, um aller Heiligen willen! wer seid Ihr? Wie kommt Ihr daher und schaut der Leni dort so ähnlich, wie ein Tropfen Wasser dem andern! Sie haben ja gesagt, der Bub' sei gestorben draußen und haben's Geld nicht genommen! O redet doch — wie ist's denn? Was wollt Ihr?"

Es war nicht seine Mutter — er sah nun Alles klar vor sich: kein Bedenken mehr, keine armselige Rücksicht, wo die Stimme der Natur, welche einzig von fremden und falschen Gewalten betäubt worden war, so mächtig in ihm erwachte. Bebend ergriff er die Hand seiner Großmutter, neigte sich tief zu ihr herab, als wolle er an ihre Brust sinken; die langen braunen Locken fielen ihm über das Antlitz und verhüllten es fast ganz. „Der Knabe ist nicht gestorben — wo ist seine Mutter?"

„Bist Du's?" rief die Frau, laut in Thränen ausbrechend. „Du mußt es sein — armes Kind!" Und sie schlang ihre Arme um seinen Hals, und der alte Mann, jetzt auch ganz bestürzt, trat hinzu — nur seine Enkelin wagte es nicht, obwohl sie von Allem, was hier vorging, eine dunkle Ahnung hatte.

„Komm her!" rief der Meister. „Ich kann's noch nicht glauben!"

Lienhard faßte seine Hand. „Ich bin's doch! Euer Enkel — wenn Ihr mich nicht auch verstoßt! Aber meine Mutter — wo ist meine Mutter?" In seiner heißen Frage lag schon die schmerzliche Ahnung dessen, was er nun hören mußte. Seine Mutter fand er nicht mehr — sie ruhte schon seit Jahren auf dem Friedhofe neben ihrem vorangegangenen Gatten. Nur ihre Eltern hatte er noch gefun-

den und eine Schwester, die ihm jetzt von der Großmutter unter vielen Thränen auch zugeführt wurde. „Da ist die Leni, das einzige Kind, das ihr geblieben war! Nun hab' sie lieb, und sorge für sie, wenn wir Alten todt sind —" Zitternd und schüchtern stand das junge Mädchen vor ihm, und sah nur einen Moment zu ihm auf, dann sanken ihre Augen unter den schweren Perlen, die in ihren Lidern hingen, wieder zu Boden. In Lienhard's Brust aber, wie gewaltig auch diese Stunde auf ihn gewirkt hatte, ging ein Gefühl auf, daß er nun Frieden finden werde.

Dem Alten kam nach der Heftigkeit des ersten Eindrucks die Besinnung um so schneller zurück. Er konnte zwar kaum zweifeln, daß Alles wahr sei, aber wunderbar blieb's doch immer, daß ihm auf einmal, wie vom Himmel geschneit, ein Enkel in's Haus kam, der schon lang' in der Gefangenschaft gestorben sein sollte, und er mußte nun genau wissen, wie Alles zusammen hing: eh' hatte er keine Ruhe.

Er stillte daher die Bewegung, der sich die Weibsleute noch immer nicht entreißen konnten, mit einem strengen Wort, hieß Lienhard, gegen welchen er nun auch schon den Ton einer gewissen Autorität annahm, niedersitzen und fragte ihn, wo er denn her käme und warum er, wenn er wirklich der Martin Maislhelfer wäre, nicht schon längst gekommen sei?

„Martin?“ fragte Lienhard betroffen. „So bin ich nicht geheißen.“

Der Meister warf einen bedeutenden Blick auf seine Frau. Diese wollte sprechen, aber der Alte legte nur schwer seine Hand auf den Tisch und sie schwieg. „Also Martin heißt Du nicht? Wie denn?“

Lienhard nannte den Namen, bei welchem er immer gerufen worden war.

„Lienhard! So! Das klingt freilich fürnehmer. — Hieß der Bube Deiner Kathi nicht Martin?“ wandte er sich an die Frau, welche kaum ein: „Ja, aber —“ gesprochen hatte, als sie sich wieder unterbrochen sah, diesmal schon durch einen derben Schlag auf den Tisch. „Wenn des Maislhelfer gestohlner Bub' Martin geheißen hat und Du Lienhard — wie willst Du mir kommen und sagen, daß Du das Kind meiner Tochter bist?“

Es war ein bitterer Kelch für Lienhard, daß er, der an des Kaisers Seite gestanden, sich den Platz in diesem niedern Hause, der ihm zukam, erst erkämpfen mußte — aber er hatte sich das ja gedacht.

„Mir hat es Herr Veit von Wolffenegg auf dem Todtenbette erst entdeckt,“ beantwortete er die Frage des Meisters, der ihn mit seinen großen, lichtblauen Augen starr anblickte.

„Ist er also todt, der Kinderdieb!“ sagte er. „Nun

Gott sei ihm gnädig, wie er den armen Leuten gnädig gewesen ist."

„Schäm' Dich, Vater!" rief die Frau. „Wie kannst Du so sündhaft reden? wir brauchen Alle Gottes Erbarmen! Hat er Dir's also endlich gesagt, der Wolffenegger? Und wie hat er Dich so lang' gehalten? Ist Dir's schlimm ergangen, armes Kind? Nicht einmal Deinen Namen, wie Du christlich getauft bist, hat er Dir gelassen — ich weiß halt schon, ich weiß, er hat Dich behalten wollen in sein'm Dienst, Du warst ein bildsaub'rer Bube, daß wer Dich sah, wollt' Dich vor Liebe gleich herzen! Ach, daß meiner armen Kathi das geschehen mußte!" Hier überkam sie die Betrübniß von Neuem und der Meister, der schon die Hand zu einem dritten und stärkeren Schlage auf den Tisch gehoben hatte, um ihrer nicht zu hemmenden Rede ein Ende zu machen, ließ sie still wieder sinken.

„Nun rede — und erzähle fein ordentlich und wahr, was Dir der Wolffenegger gesagt hat und wie Dir's ergangen ist," sprach er und rückte die Lampe zurecht, damit er dem ihm so plötzlich geschenkten Enkel besser in das Gesicht schauen konnte. Ganz besiegt war sein Mißtrauen immer noch nicht, daß sich ihm ein Fremder, einschwärzen wollte und selbst die Aehnlichkeit mit der Leni, die ihm zuerst so stark aufgefallen war, wollte ihm jetzt gar nicht mehr so groß erscheinen.

Lienhard erzählte nun, ohne daß ihn ein Auge seiner staunenden Zuhörer verließ, was er von seinem eigenen Schicksal zu berichten hatte. Er wurde nur zuweilen durch einen Ausruf unterbrochen, als sie von ihm hörten, daß ihn der Wolffenegger, als er ihn für todt ausgegeben, nicht zum Stallbuben, wie sie erwartet, aufgezogen hatte, sondern als seinen eigenen Sohn. Der Meister murrte wiederholt, da er von der fürstlichen Mutter vernahm, welche Veit dem Knaben angedichtet, und von der Sendung an den kaiserlichen Hof. Dann aber wurde er still und blickte vor sich nieder; um so lebhafter drückte sich der Antheil der Großmutter und Schwester aus, die kleinen Augen der alten Frau blitzten unter ihren buschigen Brauen, welche ihrem Gesicht einen Ausdruck von Strenge verliehen, die ihrer Seele doch fremd war — Leni's Wangen glühten, es war ihr wie ein Mährchen, daß sie nun einen Bruder besaß, der beim Herrn Kaiser in hohen Gnaden gestanden war und bei all' den vornehmen Herrn und der wunderschönen Erzherzogin, die sie einmal in Sanct Stephan gesehen hatte.

Lienhard verweilte bei diesen Erinnerungen länger, als er eigentlich wollte — es war der letzte Abschied von ihnen. Eins nur berührte er nicht mit den leisesten Hauch: das war ihm zu lieb und zu heilig, das sollte in seinem Herzen verschlossen bleiben und mit ihm einmal begraben

werden. Er war nun fertig. Er hatte damit geschlossen, daß er dem Kaiser Alles gesagt und dann mit seiner wenigen Habe, die er mit gutem Recht noch sein eigen nennen konnte, eine Freistatt im Schottenkloster gefunden habe, von wo er heut hergekommen sei, um die Seinigen aufzusuchen.

Die Großmutter ergriff nun gleich das Wort und sprach die Empfindungen aus, welche diese wunderbaren Fügungen Gottes in ihr geweckt hatten; die Schwester blickte nur immer mit inniger Freude zu Lienhard auf und fand noch den Muth nicht, mit ihm zu plaudern; der Großvater aber blieb stumm und sah bei der kargen Beleuchtung der Lampe, hinter welcher er saß, kalt und hart aus. Endlich erinnerte er die Frau, mit starker Stimme in die Rede fallend, daß sie an das Essen für Alle denken und dem Jungen ein Lager bereiten solle: er werde ja doch heut bei ihnen bleiben. Lienhard hatte daran eigentlich noch nicht gedacht, über den Moment des ihm bevorstehenden Wiedersehens waren seine Gedanken nicht hinausgegangen, während er den Weg von den Schotten bis hierher zurückgelegt hatte. Jetzt, als der Großvater davon sprach, fiel ihm das heut auf, was der Alte gewiß nicht hatte betonen wollen. Heut, ja! Er fand es natürlich, daß er nur heut unter diesem Dache bleiben konnte.

Die Großmutter stand auf und ging mit ihren kurzen, raschen Schritten hinaus, — „Bleib da, Leni,“ sagte der

Meister, als seine Enkelin ihr folgen wollte. Das Mädchen gehorchte und der Großvater verließ nun selbst die Stube, sie blieb bei Lienhard allein und wurde davon nun gleich so befangen, daß sie kaum seine freundliche Anrede hörte. Er hatte ihr vorher nur ein Paar Worte gesagt, nur ihre Hand genommen und leise gedrückt. Jetzt sprach er zu ihr: was er sagte, klang so herzig, daß sie ihn gleich lieb gewann. Aber antworten konnte sie ihm nicht viel. Er fragte dann nach der Mutter, wie lange sie todt sei und wie viel Geschwister sie noch gehabt, da er aus einer der scharfen Entgegnungen des Großvaters, als er ihn zuerst angeredet, entnommen hatte, daß seine Mutter mehr als ein Kind verloren. Leni sagte ihm, daß noch zwei Brüder, außer ihm, gewesen, die aber Beide noch bei Lebzeiten der Mutter gestorben und die Mutter vor zehn Jahren schon. Sie selbst, die Schwester, war zwei Jahre älter, als er, also zwanzig Jahre alt. Er betrachtete sie genau und sie erröthete vor seinem prüfenden Blick — sein Wesen, seine Art zu reden, war so ganz anders, als sie von jungen Burschen, die sie kannte, gewohnt war, und sie hatte noch immer eine Scheu vor ihm, wie sehr er auch durch seine Freundlichkeit schon ihr Herz gewonnen hatte. Er mußte sie noch um den Namen seines Großvaters fragen, sie begriff erst nicht, daß er das nicht einmal wisse und sah ihn mit ihren treuherzigen braunen Augen ganz verwundert an, doch fiel

es ihr schnell genug wieder ein, was sie nur im Augenblick des Plauderns vergessen hatte. Ringhamer hieß der Großvater und der Großmutter ihre Eltern waren die Krappenfliefer, Schuhmachersleute, am Katzensteig, gewesen, wo noch das Häusel dem lahmen Vetter gehöre, der aber ein Schneider sei und gute Kundschaft habe. Sie lachte dabei ein wenig und sah schelmisch aus, der lahme Vetter mochte vielleicht einmal vergessen haben, daß sie im verbotenen Grad mit einander verwandt waren. Lienhard hörte ihr zu und auch seine Wange brannte, es war aber aus einem ganz andern Gefühl, und er machte sich Vorwürfe darüber, daß er es nicht zu bezwingen vermochte. O, hätte ihn der selbstsüchtige Edelmann nie seinem heimischen Kreise entrissen, dann würde er sich seiner Verwandten, ehrbarer und wackerer Bürgersleute, nimmer geschämt haben, wie jetzt!

Die Großmutter schlug von Außen an die Thüre. „Mach' auf, Leni!" klang ihre helle Stimme. Das Mädchen öffnete schnell und die alte Frau trug eine dampfende Schüssel herein.

„Habt Euch nun schon ein bissel angeschaut, Kinder?" fragte sie. „Gelt, Leni, der Martin ist ein schmucker Bube geworden? — Du hast so geweint, als die Mutter heim kam und brachte Dir das kleine Brüderchen nicht mit, das die bösen Reiter mit vielen andern Kindern aus dem grünen Thal unter Mödling hinweggeführt hatten. Deine

Mutter war krank vor Gram und Herzeleid — wie würde sie heut glücklich sein, wenn sie das noch erlebt hätte! Aber es hat nicht sein sollen, unser Vater im Himmel weiß Alles am Besten."

Eben trat auch der Großvater wieder ein, die Enkelin sprach, wie alle Tage, das Tischgebet, und Alle setzten sich zu dem einfachen Nachtmahle. Lienhard aber konnte nur wenig genießen; nicht, daß ihm die Suppe vielleicht eine schlechte Kost gewesen wäre, das mochte der Fall sein und wir haben es schon auf dem Altensteig bemerkt, aber daran dachte er jetzt gar nicht: es war seine Gemüthsstimmung, welche ihm nur wenige Löffel zu essen erlaubte. Die Großmutter bemerkte es nur zu bald, hielt es für Blödigkeit und nöthigte ihn, da sie sich bewußt war, all' ihre Kochkunst aufgeboten zu haben, um ihm etwas recht Leckeres zu bereiten. Als dies Nöthigen nicht half und er vorschützte, gar keinen Hunger zu haben, fühlte sie sich gekränkt und sagte, daß sie es ihm freilich nicht bieten könne, wie er es in der Küche auf der Burg gewöhnt sei. Der Großvater schnitt ihm die Antwort, die er geben wollte, ab, indem er kurz und derb sagte: „Wer keinen Hunger hat, kann nicht essen — wem's bei uns nicht schmeckt, läßt's bleiben." Er hatte Lienhard dadurch den Beweis gegeben, daß er ihn für seinen Enkel nun wirklich ansah, denn gegen einen fremden Gast, meinte dieser wenigstens, würde er eine solche rauhe Aeußerung an

seinem Tische nicht gethan haben. Darin kannte er aber Meister Ringhamer schlecht, der sich niemals, selbst gegen den Hubmeister im Amtsgeschäft nicht, ein Blatt vor den Mund nahm und seine Meinung dem Kaiser in das Gesicht gesagt hätte, wenn er je darum gefragt worden wäre.

Lienhard fand keine rechte Erwiederung darauf, aber er zwang sich noch ein Paar Löffel ein, die ihm widerstanden.

„Es ist heut Abend schon spät, Martin," sprach der Großvater, als er satt war — denn während des Essens, das rasch abgemacht wurde, war fast gar kein Wort geredet worden. „Leg' Dich auf's Ohr — verschlaf' Dir unter meinem Dach die adligen Mucken. Morgen in der Früh wollen wir davon reden, was nun mit Dir werden soll."

„Ich habe nur mein Vaterhaus wieder aufsuchen wollen und wenn sie noch gelebt hätte, meine Mutter," erwiederte Lienhard. „Laßt mich noch heut wieder scheiden, ich werde meinen Weg durch die Welt schon finden."

Die Großmutter wollte sprechen, aber der Alte ließ sie nicht dazu kommen. „Du redest, wie Du's verstehst, Martin," sagte er herb. „Ein Vogel, der aus dem Neste gefallen ist, kann noch nicht fliegen. Ich bin Dein Großvater und Du bleibst hier. Morgen in der Früh wollen wir zusammen reden." Er stand auf und winkte der

Enkelin, welche wiederum ein kurzes Gebet sprach, dann hieß er die Frau, dem Martin, wie er ihn beharrlich nannte, seine Lagerstelle anweisen und Lienhard, um keinen üblen Ausbruch herbeizuführen, fügte sich — er, der sonst keinen Zwang geduldet, selbst den vornehmsten Herren, wenn er nicht Lust zu gehorchen fühlte, getrotzt hatte!

Was hielt ihn hier fest, wo er doch wider seinen Willen blieb? Das fragte er sich selbst, als er dem Großvater und der Schwester gute Nacht gewünscht und sich von der alten Frau nach einem kleinen Verschlage im Hinterhause führen ließ, wo sie ihm, wie sie sagte, eine weiche Lagerstatt aufgeschüttet hatte. Er fragte sich, warum er nicht seinem ersten Vorsatze treu geblieben war, Abschied auf immerdar zu nehmen und noch heute zu den Schotten zurückzukehren, um morgen seinen Stab in die weite Welt zu setzen? War es denn möglich, daß ihm die beiden alten Leute, welche er zum ersten Male erblickt hatte, doch etwas waren? Der Großvater hatte ihn nicht einmal freundlich aufgenommen!

In dem engen Kämmerlein, das ihm für die Nacht angewiesen wurde, sollte er sich endlich selbst überlassen bleiben.

„Er meint's nicht bös!" wiederholte die Großmutter, nachdem sie ihn ermahnt hatte, die Lampe, welche sie ihm

zurückließ, ja recht sorgfältig auszulöschen. „Du mußt ihm nur nicht drein reden, das kann er nicht leiden. Hast Du 'was, so sag's mir — ich werde schon Alles gerade machen. Gute Nacht, mein Sohn."

Sie nannte ihn wenigstens nicht mit dem Namen, der ihm auch immer einen Stich durch das Herz gab. Er hatte schon im Sinne, sie mit ihrem Anerbieten gleich beim Worte zu halten und zu bitten, daß sie es beim Großvater durchsetzen möge, ihm den Namen Lienhard zu lassen, der ihm nun einmal beigelegt war, da er auch den andern, seinen wahren Taufnamen, nicht gewöhnt sei, zu hören, aber es kam ihm nicht männlich vor, sich hinter ihre Schürze zu verkriechen, wie ein schüchternes Kind, da er es doch morgen selbst dem Alten sagen konnte und es überdem bei seinem Vorsatze, sich in der Welt seinen eignen Weg zu suchen, nicht einmal wichtig war. Er erwiederte daher nur den Gutenacht-Wunsch der Großmutter und warf sich sogleich nach ihrer Entfernung auf das Lager, wo er, wie schon seit längerer Zeit, des glücklichen Vorrechts der Jugend beraubt war. Auch heut drängten sich die Bilder seiner neuen Erlebnisse um ihn her und er fragte sich nur immer wieder, warum er, nun er Alles wisse, sich noch habe bewegen lassen, die Nacht hier zuzubringen? Hätte er seine Mutter noch gefunden, dann, ja dann wäre es gerechtfertigt gewesen, denn er hatte es davon abhängig

gemacht, ob er überhaupt zu Wien bleiben sollte. Sie war aber vor zehn Jahren schon gestorben, die Schwester, welche ihm von der Großmutter im Augenblicke der ersten Bewegung zum Schutz empfohlen worden war, hatte denselben noch nicht nöthig und fand ihn gewiß besser bei jedem andern Verwandten, selbst bei dem lahmen Vetter Schneider am Katzensteig, als bei ihrem Bruder, und wenn er auch mit ihr in das großelterliche Erbe eingesetzt, das Haus in der Landskrongasse getheilt hätte. Was sollte er also hier? Nachdem er der Zuchtruthe des kaiserlichen Hofmeisters entwachsen war, sollte er sich unter die Zuchtruthe eines ehrsamen Plattners, auch wenn er sein Großvater hieß, beugen? Wiederum der alte Feind!

Frau Ringhamer hatte mit ihrem Gatten noch eine ähnliche Rücksprache nehmen wollen, nachdem auch die Leni in ihr Kämmerlein geschickt worden war, aber der Alte hatte sich heut nicht mehr darauf eingelassen, so daß sie allerdings ihrem Herzen ungestört gegen ihn Luft machen, aber nicht hindern konnte, daß er fest dabei einschlief. Am Morgen erst war er bei der Hand. Er weckte sie früher, als sonst, er rief auch die Enkelin, daß sie aufstehe und ging selbst nachzusehen, ob der Martin schon wach sei. Das war nicht der Fall, denn er hatte schon sonst die Gewohnheit lange zu schlafen, heut aber war er erst sehr spät eingeschlummert und schlief nun um so fester. Der

Alte, der am Verschlage horchend, nichts von ihm vernahm, weckte ihn daher ohne Weiteres durch ein Paar donnernde Schläge gegen die dünne Bretterwand, von denen Lienhard schreckhaft erwachte.

Bald nachher, schnell genug angekleidet, erschien der Jüngling in der Wohnstube, in welcher wiederum die trübe Oellampe brannte, weil draußen das Tageslicht noch nicht hell genug war, um in die enge Gasse zu dringen. Lienhard hatte, mit glücklichem Ortssinn begabt, sich durch den finstern Gang von seinem Hinterhause hierher getappt. Er fand noch keinen Menschen in der Stube und konnte sich mit Muße darin umsehen. An Hausgeräth war kein Ueberfluß hier; ein großer, mit Eisen beschlagener Schrank, eine hölzerne Bank, welche fast rings um die Wände lief, ein starker Tisch, zwei Schemel und neben dem Ofen ein Paar Wandbretter für Küchengeschirr, das war Alles. Da trat eben auch der Großvater ein und Beide wechselten einen Morgengruß. Der Meister hatte den „Weibsleuten" befohlen, draußen zu bleiben, bis er sie rufen werde. Mochte seine Frau horchen, so konnte sie ihm doch nicht d'reinreden, was er — sie hatte es Lienhard schon gesagt — nicht leiden konnte. Er war, wie Leute seiner Art, langsam zum Sprechen und darum, als er sich eben bedächtig dazu anschickte, kam ihm Lienhard zuvor, indem er ihm ankündigte, daß er nur gleich Abschied nehmen wolle.

„Das geht nicht so!“ fuhr ihn der Alte an. „Hättest nicht erst einfliegen sollen, — denkst Du, Hans Ringhamer's Haus sei ein Taubenschlag? Bist Du einmal da und meiner Tochter Sohn, wie Du Dich ausgewiesen hast, mußt Du Dich schicken, wie's Recht und Brauch ist. Ich bin Dein Großvater, Martin, und Du hast zu thun, was ich Dir sage.“

Wohl schwoll in Lienhard's Adern das stolze Blut, als er das hörte, aber es riß ihn doch nicht zu Ungebührlichkeiten hin, nur, daß er erwiederte: „Ich hab' Euch gesagt, Großvater, warum ich gekommen bin. Ich hab' Euch gesehen, meine Mutter habe ich nicht mehr gefunden — so laßt mich ziehen, ich wär' Euch hier doch nur im Wege.“

„Das ist meine Sache!“ versetzte der Alte. „Was wolltest Du anfangen?“

Lienhard hätte ihm fast mit den eignen Worten Bescheid gegeben, aber er bewahrte sich vor einem solchen Unrecht gegen den alten Mann, der doch sein Großvater war und sagte: „Ich will Dienst suchen im Ausland.“

„Im Ausland? So! Denkst Du, dort ist's besser? Was für'n Dienst willst Du suchen — Herrendienst? Kriegsdienst?“

„Darüber bin ich noch nicht entschieden. Vorerst habe ich keine Noth — hier bleiben im Hause darf ich

nicht, Großvater" — es kostete ihm einige Ueberwindung, den Greis so zu nennen, zum ersten Male! — „ich wär' ein unnützer Gesell, denn was könnt' ich Euch helfen?"

Der Alte lachte. „Helfen freilich nicht, Martin. Du hast nichts gelernt, was ich brauchen könnt'. Aber Du bist noch nicht zu alt, um 'was Tüchtiges zu lernen. Kämst freilich um ein halb Dutzend Jahre zu spät in die Lehre, aber dafür hättest Du's auch mehr am Leibe, ich meine die Kräfte — und so könntest Du auch eher losgesprochen werden. Herrendienst ist wohl gut, aber doch immer keine Freiheit nicht, wie sie ein Bürger und Meister hat, der Du doch einmal werden kannst, wie Dein Vater — und Kriegsdienst gar? Für eine fremde Sach' im Auslande Dich zu Schanden schlagen oder schießen lassen und dann heim kommen mit einem Bein, wo Du nichts mehr anfangen kannst? Damit laß mich aus! Handwerk hat einen goldnen Boden, Martin."

Der Greis sprach so väterlich, er dachte also vollen Ernstes daran, daß sein Enkel Alles vergessen könne, was er bis jetzt erlebt: seine Gedanken, seine Gefühle! Gleichwohl meinte er es so redlich, daß sich Lienhard schämte, wie sich vor diesem Ansinnen sein ganzes Innere empörte und er zwang sich, diese Regung zu verhüllen.

„Es könnte auch sein, Großvater," erwiederte er mit

gesenkten Blicken, „daß ich mir auf eine andere Weise, als Ihr denkt, durch die Welt hälfe. Ich habe nicht blos reiten und die Waffen führen gelernt, sondern auch von einem geistlichen Herrn, der mich lieb hatte, manches Andere, das mir sehr nützlich werden kann.“

„Ein Schreiber willst Du werden? Gott behüt' uns! Die Schreiber haben schon so viel Unglück in die Welt gebracht, daß ich nicht auch noch durch mein Fleisch und Blut das mehren will. Hör' mir auf. Gefällt's Dir nicht lange in meinem Hause, so kannst Du gehen — aber ich lass' Dich nicht so, wie'n jungen Stier, in die Welt hinausspringen, Du bleibst vorerst hier und schaust Dir Alles an. Ich treib' mein ehrlich Handwerk nicht mehr, bin zu alt geworden, hab' keine Kräfte mehr den Hammer zu führen, einen Sohn hab' ich niemalen gehabt und Dein Vater, der brave Mann, dem ich meine Kathi gegeben habe und der einmal meine Werkstatt auch haben sollte, der hat's nicht erlebt, bis ich nicht mehr konnte — nun hab' ich sie meinem ältesten Gesellen ausgethan, der sein eigen Haus hat und bei mir steht sie leer. Es wär' schon gut, wenn Du sie einmal wieder aufrichten könntest — ist ein weidlich Handwerk, Martin, das Plattnerhandwerk und bringt Dich wieder mit Kriegsleuten, Hoch und Niedrig, zusammen, die Dich in Ehren halten, denn ein guter Stahl ist nicht mit Geld zu bezahlen, absonderlich jetzt, wo die Mordbüchsen

immer mehr aufkommen und eine heiße Kugel durch ein schlechtes Rüststück geht, wie durch einen Bogen Pergament. Verscherz' Dir Dein Glück nicht durch Eigensinn, Martin. Fort lass' ich Dich nun einmal nicht, das sag' ich Dir. Ich hab' mir's die Nacht überlegt; Du bist ein junges Blut, denkst, man braucht nur auf die Straße zu gehen, so fliegen Einem die gebratenen Tauben in's Maul — ich kann Dich nicht in's Unglück rennen lassen."

Vor einem so entschieden ausgesprochenen Willen, der zugleich in wohlmeinendster Absicht geäußert wurde, hätte nur ein trotziges Zerreißen des kaum angeknüpften Verhältnisses, Lienhard's volle Freiheit bewahren können. Ein offener und unnatürlicher Bruch, von einem widerwärtigen Auftritt begleitet, wäre das Ende gewesen und hätte ihn vor sich selbst mit einem schweren Vorwurf belastet; in den Augen der guten Menschen aber, welche seine bereits in das Mark seines Lebens verwachsenen Ansichten und Neigungen nicht begreifen, ihn also auch nicht damit entschuldigen konnten, wäre er in dem abscheulichsten Lichte erschienen. Er fügte sich daher zum zweiten Male wenigstens in so weit, daß er seinen Vorsatz, jetzt gleich Abschied zu nehmen, wiederum aufgab und sich entschloß, eine bessere Gelegenheit abzuwarten, die er bald, vielleicht noch im Laufe des Tages, zu finden hoffte. Das Anerbieten der Großmutter fiel ihm ein; an sie beschloß er sich zu wenden.

Den starren Bürgersinn Meister Ringhamer's, der sein Gefühl nimmer verstanden hätte, zu beugen, durfte er nicht wähnen; aber die Großmutter war ihm wohl eher zugänglich, wenn er ihr schilderte, daß es ihm unerträglich sei, in Wien zu bleiben, wo er täglich Menschen begegnen konnte, die ihn in seiner frühern glänzenden Lage gesehen hatten, daß er ihrer Verhöhnung und was ihm noch bei Weitem unerträglicher fallen würde, ihrem Mitleid ausgesetzt sei — es kam ihm, wie er nie seinen Gedankenflug zügelte, sogar einen Moment ein, das mitfühlende Frauenherz seiner Großmutter durch eine Andeutung an das zarte Verhältniß, in welchem er zu einer der edelgebornen Fräulein am Hofe gestanden habe, zu gewinnen, da es doch auch für diese verletzend sein müsse, ihn vielleicht durch Zufall und unter so ganz veränderten Verhältnissen wieder zu sehen. Aber kaum gefaßt, verwarf er diesen Gedanken wieder, der ihm eine Entheiligung schien.

Der Meister, nachdem er keinen Widerspruch mehr hörte, hatte Frau und Enkelin endlich hereingerufen und die Familie genoß, wiederum ziemlich schweigsam, die Morgensuppe. Als sie damit fertig waren, erklärte Lienhard, daß er nach dem Schottenkloster gehen müsse, um seine Habseligkeiten zu holen, welche er dort gelassen, weil er nicht geglaubt habe, hier längere Zeit zu bleiben. „Gut, hol' Deine Sachen, halt' Dich nicht lange auf," sagte der

Großvater, ohne irgend ein Mißtrauen zu zeigen, daß es nur ein Vorwand sein könne, um nimmer wieder zu kehren. „Du kannst ihm den nächsten Weg zeigen, Leni, durch den Kammerhof, hörst Du? Dann frag' Dich allein nach der Spanglergasse, am Peilerthor, geh' aber nicht hinaus, sondern durch die Bognergasse nach dem Hof, wo die alte Burg der Babenberger* steht, dann kommst Du an's Thor und gehst über den tiefen Graben auf's Steinfeld**, da liegt der Schottenhof vor Dir. Nun geh', Martin."

„Wollt Ihr mir eine Bitte gewähren, Großvater?" fragte Lienhard rasch.

Zu einer blinden Zusage war der Alte nicht zu fangen. „Was willst Du?" entgegnete er.

„Laßt mir den Namen Lienhard, auf den ich nun einmal höre," bat der Jüngling.

„Was?" fuhr der Meister auf. „Willst anders heißen, als Du christlich getauft bist? Oder hat ihm der Pfarr etwa noch einen Namen gegeben, Mutter?" wandte er sich, zweifelhaft werdend, an die Frau. Diese schüttelte

* Jetzt das Hofkriegsrathsgebäude, vor 1773 das Profeßhaus der Jesuiten, im Mittelalter die Burg der Herzoge, aus der ältesten österreichischen Dynastie der Babenberger.

** Jetzt Freiung.

den Kopf. „So?! Ist Dir der Martin nicht vornehm genug? Lienhard klingt hübscher? Damit komm' mir nicht. Du heißt Martin nach der heiligen Taufe und kannst nicht wie ein Heide einen andern Namen führen."

„Aber ich fordere ihn ja nur, weil ich daran gewöhnt bin und Alle, die mir lieb gewesen sind, mich so gerufen haben. Nehmt ihn doch nicht als meinen Taufnamen — es werden ja Viele mit einem Beinamen oder einem Spitznamen genannt — dafür laßt ihn gelten —"

„Vater, Du hast ja selber einen," wollte ihn die Frau begütigen. „Hartkeil! Hörst Du nicht, wenn Deine alten Freunde Dich so rufen? Und ist nicht einmal ein christlicher Nam', wie Lienhard — Lienhard und Leni, wie schön paßt das."

„Eben weil's ein christlicher Nam' ist, auf den ihn nicht der Pfarr, sondern der alte Kinderdieb getauft hat! Darum soll er nicht mehr so gerufen werden! Martin Maislhelfer und Magdalene Maislhelfer, paßt das nicht? Red' mir nicht dumm, Alte, geh' in Deine Kuchel — und Du, Martin, daß Du mit der Leni fortkommst, ich hab' auch mein Geschäft."

Er winkte so gebieterisch, wie sein Enkel nur einst den Kaiser in ungeduldiger Weise hatte winken sehen, wenn

er allein sein wollte und fast kam es ihm vor, daß es leichter gewesen sei, dem Willen des Kaisers, der doch immer ein gütiger Herr war, sich zu widersetzen, als dem Großvater, der wohl seinen Beinamen, welchen die Frau verrathen, mit Recht führen mochte. Lienhard — wir wollen ihm wenigstens den Namen, an dem nun einmal sein Herz hing, nicht rauben — Lienhard machte sich mit der Schwester auf den Weg. Unter der Hausthüre kam ihm die Großmutter noch einmal nach und sagte freundlich: „Laß nur gut sein — ich werd's schon machen. Ich nenn' Dich, wie Du's gewöhnt bist und am End' wird er Dich schon auch so nennen. Du kommst aber doch wieder, Lienhard?"

Er gab ihr sein Wort darauf. — Leni war auf der kurzen Strecke, welche sie ihn zu begleiten hatte, nur seiner Fragen gewärtig, diese blieben jedoch in seiner jetzigen Stimmung aus. Der Großvater, nachdem die Geschwister das Haus verlassen hatten, gürtete sein kurzes Schwert um, das er zu tragen befugt war, setzte seinen Hut auf und ging nach einer benachbarten Gasse, wo sein ehemaliger Gesell, der nun auch Bürger und Meister war, die eigene Werkstatt aufgeschlagen hatte. Er wollte mit ihm Rücksprache nehmen, ob es wohl möglich sei, einen Burschen von achtzehn Jahren noch in eine gute Lehre zu geben.

Lienhard hatte sich nun von der Schwester getrennt,

welche ihm nochmals die Gassen genannt hatte, durch welche er am Nächsten zum Steinfelde vor'm Thore gelangen würde. Er schritt rasch seines Weges. Je weiter er sich von dem Hause seiner Großeltern entfernte, desto mehr schien der Bann sich zu lösen, welchen der harte Meister auf ihn geübt hatte. Er wollte zwar, wie er versprochen hatte, noch einmal zurück kehren, aber nur auf einen Tag, dann gedachte er Wien zu verlassen. Viel hatte er schon über sich gewonnen, aber so viel Seelenstärke besaß er noch nicht, jede Begegnung, die ihm der Zufall täglich bereiten konnte, mit Gleichmuth zu ertragen. Er sollte das erfahren, noch ehe er das Schottenkloster erreichte. Denn hart am Thor stieß er auf einen Mann, dem er nicht ausweichen konnte: Dietrich von Wolffenegg.

„Lienhard! Gott's Strahl! Da find' ich Dich endlich!" rief er und faßte gleich seinen Arm, um ihn in den seinigen zu schlingen. Lienhard aber löste sich mit entschiedenem Widerstande los.

„Habt Ihr vom Kaiser noch keine Vorladung erhalten?" fragte er, im Antlitz hoch erglüht, aber mit einem so stolzen Tone, als er ihn nur jemals angenommen hatte.

„Freilich, freilich! Du bist ein Held, Lienhard — verdienst den Ritterschlag für Deine That! Wär' ich selbst Ritter, wollt' ich Dir ihn gleich auf der Stelle geben!

Komm mit — ich laß Dich nimmer. Ich will Dir sagen, was Du nun thun sollst — weiß etwas Besseres für Dich, als im Kloster über den Büchern zu verderben! Ein lustiges Leben bei feurigem Wein und feurigen schwarzäugigen Mädchen. — Nicht da hinaus" — er zeigte nach dem Thore vor ihnen — „da geht's freilich nach Linz, aber das schlag' Dir aus dem Sinn, die ist nicht mehr für Dich; aber dort, dort!" er streckte den Arm in entgegengesetzter Richtung über die Stadt und raunte nun dem Erzürnten, der ihn nicht los werden konnte, zu: „Ich meine es gut mit Dir! Geh' nach Ungarn! Zum König Matthias!"

Da trat Lienhard, sich kräftig seiner erwehrend, zurück und sprach: „Mein Weg ist nicht der Eure! Ich bitt' Euch nur, wenn Ihr mich wieder trefft, so kennt mich nicht. Behüt' Euch Gott!"

Er eilte, ohne auf den Nachruf Dietrich's zu achten, dem Thore zu und mäßigte seinen Schritt erst, als er über den Graben auf den freien Platz gelangte, wo ihm die stattlichen Gebäude der Abtei entgegenblickten, welche damals schon vor dreihundert Jahren gestiftet war.

„Behüt' Gott auch mich!" sagte er mit einem Aufblicke zu dem Kreuze der Klosterkirche. Denn die ganze Trostlosigkeit seines verfehlten Daseins war ihm wieder auf die Brust gefallen. Aber auch das Wort der Erzher-

zogin fiel ihm ein: „Nur ein großes Unglück kann Euch adeln!“ und er gelobte sich in diesem Augenblick, den Adel, welchen keines Fürsten goldenes Siegel, noch der Ritterschlag verleihen kann, im guten Kampfe zu erringen.

Ende des ersten Theils.